

akzente

für Theologie und Dienst



MITEINANDER – WIE SONST?

INHALT

WORT DES VORSITZENDEN

Dietmar Kamlah

REFERATE

Eine kleine Theologie des Miteinanders

Rolf Sons

Kulturelle Prägungen – ihre Bedeutung und
ihr Wert für das Miteinander der Gemeinde(n)

Jürgen Schuster

Gemeinde zwischen Gemeinheit und Gemeinschaft

Jos Tromp

BUCHREZENSION

Magdalena Paulus: Das Erbe der 68er ...

Jürgen Bartschies

AUS DER GESCHÄFTSSTELLE

Johannes Ott

Nummer

4

110. Jahrgang / 2015

akzente für Theologie und Dienst

Biblisch-theologische Dreimonatsschrift
der RGAV-Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V.

Vorsitzender:	Prediger Dietmar Kamlah Eisenbahnstraße 6, 71282 Hemmingen Telefon: 07150 / 20 92 72 E-Mail: kamlah@rgav.de
Geschäftsführer:	Inspektor Johannes Ott Künkelsgasse 30, 98574 Schmalkalden Telefon: (dienstlich) 03683 / 40 32 71 Mobil: 0176 / 83 07 03 23 Fax: 03686 / 60 45 04 E-Mail: ott@rgav.de
Bezugspreis:	von 17,- € einschließlich Versand ist im Mitgliedsbeitrag enthalten
Bankverbindung:	Ab 2014 gelten die neuen SEPA-Überweisungsdaten. Daueraufträge werden automatisch umgestellt. Bitte verwenden Sie für Überweisungen ab 2014 nur noch folgende Kontodaten:
Jahresbeiträge RGAV:	BLZ der EKK Kassel: BIC: GENODEF1EK1 Haupt- und Spendenkonto: IBAN: DE90520604100000416649 Beitragskonto: IBAN: DE18520604100008024588
Bestellungen und Adressänderungen:	bitte an die Geschäftsstelle in Schmalkalden richten.
Internet:	www.rgav.de
Redaktionsleitung:	Prediger Christoph Reumann, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern Tel: 06343-931630, email: reumann@rgav.de
Referate:	Prediger Dietmar Kamlah, Eisenbahnstraße 6, 71282 Hemmingen Landesinspektor Matthias Dreßler, Theodor-Körner Straße 24, 09221 Neukirchen
Bibelarbeiten und Bücher:	Prediger Robert Lau, An der Petrikirche 7, 38239 Beddingen
Buchbesprechung:	Prediger Christoph Reumann, Schloßgasse 7, 76887 Bad Bergzabern
Kontakt zu Autoren:	Gemeinschaftspastor Gerd Wendrock, Dorfstraße 1, 01609 Spansberg (Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder)
Weitere Mitarbeiter an diesem Heft:	Jürgen Bartschies, Bahnhofstraße 50, 07952 Pausa-Mühltröf Rolf Sons, Ludwig-Krapf-Str. 5, 72072 Tübingen Jürgen Schuster, Heinrich-Coerper-Weg 11, 75378 Bad Liebenzell Jos Tromp, Am alten Brunnen 7a, 55234 Albig
Layout:	Caren Schneider, Blaubeurerstraße 60, 89143 Blaubeuren
Verlag:	Selbstverlag
Druck und Versand:	Design&Druck C.G. Roßberg, Inh. Christa Frohburg

WORT DES VORSITZENDEN

Liebe Geschwister und Freunde
unserer Dienstgemeinschaft,

wie so oft in den zurückliegenden Jahren, war die diesjährige Koinonia, unser Hauptamtlichenforum in Bad Blankenburg, wieder von der Jahreslosung inspiriert gewesen. „Miteinander – wie sonst? – Gemeinde(n) zwischen Widerstreit und Wertschätzung“ so lautete unser Tagungsthema. Als wir diese Thematik im vergangenen Jahr auf den Weg gebracht haben, konnte noch niemand absehen, dass die gesellschaftlichen Herausforderungen sich in Deutschland so gestalten würden, dass unsere Akzente-Konferenznummer nun plötzlich eine ganz besondere Relevanz gewinnt und das über den Raum der RGAV hinaus. Der andauernde Zustrom von Flüchtlingen, Migranten und Asylsuchenden und ihre flächendeckende Präsenz in unseren Städten und Dörfern führt alle missionarisch gesinnten Gemeinschaften und Gemeinden zu ganz neuen Begegnungen und Fragestellungen. Wie kann nicht nur ein gutes Miteinander der Generationen, der verschiedenen Konfessionen, Traditionen und der verschiedenen Milieus gestaltet werden, sondern wie kann jetzt auch ein kulturübergreifendes, kulturverbindendes oder gar ein multi-ethnisches Miteinander Gestalt gewinnen?

In einer feinen, tiefgründigen und seelsorgerlichen Herangehensweise entfaltet Rolf Sons, Rektor des Bengelhauses in Tübingen, eine „kleine Theologie des Miteinanders“. Das erinnert nicht nur uns als „Gemeinschaftsleute“ an die fundamentalen Wahrheiten und geistlichen Realitäten, die uns ins Stammbuch geschrieben sind, das legt auch Grundlinien für ein gelingendes Miteinander in einer Gesellschaft, in der Menschen zwischen Individualismus und Pluralismus zerrissen werden.

Jürgen Schuster, der selber als Missionar tätig war bevor er in den theologischen Lehrdienst in Bad Liebenzell trat, geht in seinem Beitrag intensiv auf das Phänomen der jeden Menschen betreffenden kulturellen Prägung ein und auf die damit verbundenen „Befremdlichkeiten“, die die

verschiedenen Kulturen einander gegenüber empfinden oder aber auch auslösen. Wie kann man über die eigene Kultur hinaus das alle Menschen Verbindende entdecken und zum Ausdruck bringen? Wie finden wir einen Weg, der gegenüber den unterschiedlichen kulturellen Prägungen Toleranz, Akzeptanz und Wertschätzung aufbringt und der gleichzeitig gegenüber anderen Wahrheits- und Offenbarungsansprüchen an der Einzigartigkeit und Absolutheit des Evangeliums von Jesus Christus festhält?

Das Thema, dem sich Jos Tromp gestellt hat, lässt einen im ersten Moment schmunzeln: „Gemeinde zwischen Gemeinheit und Gemeinschaft“. Was der Gemeindeberater und Regionalleiter dann aber ohne Scheu ins Visier nimmt an Mauern zwischen Geschwistern, an Machtattitüden, Machtmissbrauch, ungesunder Spiritualität, Heuchelei und verhängnisvoller Kommunikation, lässt immer wieder die Betroffenheit an die Stelle des Schmunzelns treten.

Wie man sehen kann, die Koinonia 2015 hatte es wirklich in sich. Den interessanten Beitrag von Bischof Warnke, das muntere kirchengeschichtliche Konzentrat von Werner Beyer und den eindrücklichen Erfahrungsbericht über die internationalen Gottesdienste in Ludwigsburg durch Tobias Becker konnten wir leider nicht auch noch in diesem Heft unterbringen.

Nun ist bereits die Koinonia 2016 in Planung. Sie wird vom 25.4. bis 28.4.2016 in Sellin auf Rügen stattfinden und das Thema wird sein „Profil der Hauptamtlichkeit im Wandel der Zeit“. Ort und Thematik sind so klasse, dass man sich dieses Hauptamtlichenforum unbedingt vormerken und, sobald die Anmeldeflyer erschienen sind, sich bald möglichst anmelden sollte.

Wie gewohnt ermuntere ich anlässlich des Ewigkeitssonntags alle Leser und vielleicht auch die eine oder andere Gemeinschaft zu einer kleinen Sonder-Spende für die Arbeit der RGAV. Obwohl es nur noch wenige aktive RGAV-Bezirke gibt, beobachten wir doch mit Freuden, dass unsere

beiden Hauptstandbeine, die Akzente und die Koinonia, nach wie vor einen ganz segensreichen Dienst tun, der von immer mehr Interessierten gesehen und wertgeschätzt wird.

Nun wünsche ich allen Lesern eine motivierende und horizontenerweiternde Lektüre und natürlich eine frohe und erwartungsvolle Advents- und Weihnachtszeit.

Mit lieben Grüßen

Euer Dietmar Kamlah.



*Dietmar Kamlah,
Vorsitzender*

EINE KLEINE THEOLOGIE DES MITEINANDERS

Rolf Sons

1. Die Gestaltung der sozialen Beziehungen bzw. des Miteinanders ist eine der Überlebensfragen nicht nur für die moderne Gesellschaft. Menschen brauchen einander in umfassender Weise. Das Miteinander ist ein Teil des Humanum, das zum Menschsein grundlegend dazu gehört.

2. So grundlegend das Miteinander der Menschen auf der einen Seite auch ist, so zerbrechlich und gefährdet ist es auf der anderen Seite. Dass aus dem Nebeneinander oder Gegeneinander ein Miteinander wird, ist eine schwere, herausfordernde Aufgabe.

3. Ein weiterer Fragenkreis innerhalb unserer post-modernen Gesellschaft hängt mit der Individualisierung zusammen. Wie kann ein Gemeinwesen konstruktiv gestaltet werden, wenn jeder nur noch an sich denkt? Wie kann in einer solchen Gesellschaft das Miteinander gelingen?

Mit diesen drei Fragekreisen ist in etwa der Horizont abgesteckt, in der auch die christliche Gemeinde sich zurechtfinden muss.

I. Theologie des Miteinander

1. Zur Gemeinschaft bzw. zu einem neuen Miteinander braucht es neue Menschen

Wer sich die Geschichte der biblischen Religion seit ihren Anfängen vor Augen führt, kommt zu einer ernüchternden Feststellung: Menschliche Beziehungen sind von Anfang an schwierig. Sie scheitern häufig. Nicht das Miteinander, sondern eher das Gegeneinander oder auch das Nebeneinander der menschlichen Gemeinschaft ist die Regel. Ausgehend von den ersten Menschen Adam und Eva, über die beiden Brüder Kain und Abel bis hin zur Geschichte des Turmbaus zu Babel wird das Misslingen menschlicher Beziehungen offenkundig. Auch die Erzvätererzählungen sind davon durchzogen. Ein Miteinander der Menschen scheint unmöglich zu sein.

In der weiteren Geschichte des Volkes Israels sehen wir zwar auf der einen Seite eine umfassende Sozialgesetzgebung, wie das gemeinschaftliche Leben gestaltet werden soll, zugleich lässt sich – vor allem in der prophetischen Verkündigung – der Zerbruch des sozialen Friedens und der menschlichen Solidarität erkennen: *„Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg“* (Jes 53,6) – Jesus nimmt dieses Bild der zerstreuten Herde in Mt 9,35ff auf. Die Isolation und nicht das Miteinander der Menschen unter dem einen messianischen Hirten ist die Realität in der Welt und vielfach auch im Volk Gottes.

Einen neuen Impuls nehmen wir in der Apostelgeschichte wahr. Das Pfingstereignis bildet das Gegenmodell zu jener Entzweiung der Völker, wie sie in der Geschichte vom Turmbau zu Babel in Gen 11 erzählt wird. Die Ausgießung des Heiligen Geistes bewirkt eine neue Art des Miteinanders, der sozialen Verantwortung, der Wahrnehmung von Schwachen, der Liebe und der praktischen Diakonie. Einen Einblick in die neue „Grammatik von Gemeinschaft“ können wir in Apg 2, 44-47 nachlesen. Hier wird von „koinonia“ gesprochen, die sich dem Heiligen Geist verdankt. Dieser bewirkt gegenseitige Achtsamkeit und Fürsorge und zugleich Gotteslob. Leiturgia, Diakonia und Martyria kennzeichnen die frühe Gemeinde. Grundlegend aber ist die in Verbindung mit Buße und Taufe stehende Erfahrung des Heiligen Geistes. Kraft des Geistes entsteht ein Miteinander, von Menschen

unterschiedlicher kultureller und sozialer Herkunft. Es entsteht eine Gemeinschaft, die ausstrahlt und auf andere anziehend wirkt. Diese Art von Gemeinschaft ist etwas Neues, in der Antike bisher nie Dagewesenes. Das Schöpferhandeln Gottes ist der Ausgangspunkt der neuen Menschheit. Nicht die Abschaffung bzw. der Umsturz der herrschenden Ordnung führt den neuen Menschen herauf, sondern das Wirken des Heiligen Geistes.

Die Grundlage der christlichen Gemeinschaft bilden durch den Heiligen Geist erneuerte Menschen.

Christliches Miteinander verdankt sich daher nicht zuerst dem menschlichen Willen, noch einer gemeinsamen Aufgabe, noch einer gesellschaftlichen Utopie. Grundlage ist vielmehr die Grunderfahrung der „kaine ktisis“, der neuen Schöpfung. Von Augustinus bis zu den Reformatoren liegt die Konstruktion des „Neuen Menschen“ nicht in irdischen Händen, sondern ist vielmehr Werk und Geschenk der Gnade Gottes. Diese Grunderfahrung der göttlichen Gnade verbindet die Einzelnen miteinander – und zwar unabhängig von Herkunft, Kultur oder Geschlecht. *„Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude, noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; den ihr seid allesamt in Christus“* (Gal 3,27f). Von der Tatsache her, dass Christus die Menschen mit Gott und miteinander versöhnt hat, bestand so im Urchristentum von Anfang an eine starke Tendenz, Volk, Nation und Sitte zu einer vorletzten Größe zu relativieren. Das blieb nicht ohne Auswirkungen.

Von entscheidend theologischer Bedeutung ist das Geschehen der Taufe. Durch die Taufe werden natürliche Vorgaben wie Herkunft und Geschlecht zwar nicht außer Kraft gesetzt werden. Diese verlieren jedoch durch das „Sein in Christus“ ihre vorrangige Bedeutung. Sie werden relativiert. Weder soziale Stellung, Abstammung noch geschlechtliche Bestimmtheit sind das Verbindende, sondern das Anteilhaben an Christus, seinem Leben und Sterben durch die Taufe. Die Gemeinde wird somit zur Vorhut der neuen Menschheit. Durch die Taufe und die damit verbundene Teilhabe an der Christuswirklichkeit hat Gott ein neues Volk, eine neue Schöpfung heraufgeführt.

Die Kehrseite dieser Erfahrung ist der Kampf

mit der alten Schöpfung. Da auch in der neuen Schöpfung die alten Kräfte der Entfremdung und Entzweiung noch am Wirken sind, bedeutet das Teilhaben an der neuen Schöpfung immer auch Kampf mit der alten Schöpfung und den Kräften der Entfremdung und Entzweiung. Paulus, der selbst in der „kaine ktisis“ lebt, weiß um diese Gefährdung der neuen Schöpfung. In den Briefen ermahnt er daher unentwegt dazu, dass die Christen das leben, was sie sind, und sich nicht von den Verhaltensweisen, wie sie der alten, überholten Schöpfung angehören, bestimmen lassen. So nennt er in Gal 5 als die „offenkundigen Werke des Fleisches“ unter anderem Feindschaft, Eifersucht, Zorn, Zank, Zwietracht und Spaltungen (Gal 5, 20). Solche Verhaltensweisen sind dem Reich Gottes entgegen gerichtet und sind daher als Verhaltensweisen der „alten Schöpfung“ zuzurechnen. Anders dagegen verhält sich mit der neuen Schöpfung. Die durch den Geist erneuerten Menschen haben ihre verkehrten Leidenschaften gekreuzigt. Anders ist daher auch ihr Verhalten, das durch Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit und Treue gekennzeichnet ist. Nicht umgekehrt. **Das Sein ist dem Wirken und Tun vorgeordnet.** Gottes Handeln ermöglicht und begründet eine neue Ethik.

Nirgends in der Religionsgeschichte gibt es etwas Vergleichbares. Im Hinduismus ist das Tun dem Sein vorgeordnet. Das Individuum ist für seinen Erlösungsweg selbst verantwortlich. Ähnlich ist es im Islam. Er kennt zwar so etwas wie eine Verbrüderung aller Individuen unabhängig von sozialer oder kultureller Herkunft. Das einigende Band ist aber das Glaubensbekenntnis und der Gehorsam gegenüber der verbindlichen Ethik. So ist auch hier ist das Tun dem Sein vorgeordnet. Unter ganz anderen Vorzeichen folgen auch der Humanismus, der Sozialismus und der Konfuzianismus diesem Ideal. Immer ist es der Mensch, der sich „ewig strebend“ um ein neues Miteinander unter den Menschen bemüht. Im Christentum dagegen ist es die Gnade Gottes, die das Neue hervorbringt.

2. Der Leib Christi als neue Sozialform des Glaubens

Unter allen Bildern zur Beschreibung der christ-

lichen Gemeinde hat das Bild des Leibes in den letzten Jahrzehnten besondere Aufmerksamkeit gefunden, gerade auch als Leitbild eines gabenorientierten Gemeindeaufbaues und einer Verschränkung von Individualität und Sozialität.

Ursprünglich ist das Bildwort vom „Leib Christi“ im Kontext des Herrenmahles zu verorten (1Kor 10,16f). In der Mahlfeier Jesu mit dem Zwölferkreis als Repräsentanten des neuen Gottesvolkes werden diese als Volk des neuen Bundes konstituiert und bekommen Anteil an der Lebenshingabe Jesu. Für Paulus verbindet die gemeinsame Anteilhabe an der sühnenden Wirkung seines Blutes die „Vielen“ zum einen Leib Christi. Das für unsere Fragestellung Interessante ist, dass in dem Bild des Leibes sowohl die „Vielen“ als auch der „Einzelne“ miteinander verschränkt sind. *„Ihr aber seid der Leib Christi und einzeln genommen dessen Glieder.“* (1Kor 12,27, Übersetzung: Lang). Durch den Empfang des Leibes Jesu in dem sichtbaren Zeichen des Brotes werden die Empfangenden zu einem Leib, seiner Gemeinde zusammengefügt. Wie sie in der Taufe in seinen Tod und sein Leben hineingetauft werden, so werden sie durch den Genuss des Brotes in seinen Leib hinein „inkorporiert“. So wird die Gemeinde bzw. deren einzelne Glieder selbst Leib.

Die Unterschiedlichkeit der Glieder wird dabei nicht aufgelöst oder relativiert. Sie ist auch nicht Hindernis der Einheit, sondern Folge der verschiedenen Aufgaben der einzelnen Glieder des Leibes. **Die Unterschiedlichkeit dient dazu, den Reichtum der Gemeinde darzustellen.**

Anders herum gilt aber auch: die Einheit ist nicht Folge des Zusammenwirkens, sondern Ausdruck der in der Taufe gegebene Einverleibung „en Christo“. Das Sein geht dem Tun voraus. Individualität und Sozialität sind somit garantiert. Der Einzelne geht ebenso wenig im Kollektiv auf wie die einzelnen Individuen isoliert nebeneinander stehen. Vielmehr ist Gemeinschaft und Individuum miteinander verschränkt. *„Und wenn ein Glied leidet leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle Glieder mit“* (1Kor 12,16). Den Einzelnen gibt es nicht ohne Leib, und der Leib ist ohne seine Glieder nicht handlungsfähig. Beides, Individualität und Sozialität, finden im Bild des Leibes zueinander bzw. sind miteinander ver-

schränkt.

Genau auf diesem Hintergrund findet das „al-lälön“, das Miteinander in der Gemeinde seine Ausgestaltung. Es unterstreicht die Zusammengehörigkeit der „Vielen“ und des „Einzelnen“. Zwischen der Gemeinde und dem Einzelnen besteht keine „Einbahnkommunikation“, sondern ein „reziprokes Verhältnis“ (Johannes Zimmermann). Der Einzelne und die Gemeinschaft sind aufeinander bezogen und zwar zur gegenseitigen Auf-erbauung. Die Gemeinde baut den Einzelnen auf, indem sie ihn trägt, sich um ihn kümmert und ihm dient. Umgekehrt baut der Einzelne den Leib als Ganzen auf, in dem er den einzelnen Gliedern dient, deren Lasten mitträgt und mit seinen Gaben dieselben aufbaut. Die Gemeinde ist daher um des Einzelnen willen nötig, und der Einzelne ist um der Gemeinde willen nötig. Jenseits von Konformismus und Individualismus bleibt damit beides gegeben: Vielfalt und Individualität. Gerade in ihrer Unterschiedlichkeit und Vielfalt sind die Glieder am Leib dazu aufgerufen, einander anzunehmen zu Gottes Lob.

3. Der Leib Christi als Dienstgemeinschaft

Wie kann die Verbundenheit innerhalb des Leibes gelebt werden? Was verleiht ihr Stabilität und Bestand? Auch in dieser Frage ist an die geistlich-theologische Grundlage der Gemeinschaft zu erinnern. Christen sind niemals unmittelbar qua ihrer menschlichen Zuneigung miteinander verbunden, sondern mittelbar und zwar durch die Liebe Jesu Christi. Bonhoeffer sagt: *„Der Christ findet zum anderen Christ nur durch Christus.“* Diese indirekte Beziehung der Christen untereinander durch Jesus Christus lässt sich in einem Dreieck abbilden. Durch Christus sind wir einander Schwestern und Brüder. Geschwister aber sucht man sich nicht aus. Sie sind einem vielmehr schicksalhaft gegeben.

Dies bedeutet nun aber nicht nur, dass der Einzelne immer mit dem anderen verbunden ist, sondern auch, dass er auf ihn angewiesen ist. Keiner ist so reich, dass er den anderen nicht bräuchte. Keiner ist so arm, dass die anderen ihn nicht nötig hätten. Ist eines der Glieder schwach, so tragen die anderen mit. Freut sich eines der Glieder, so freuen sich die anderen und neiden es ihm nicht.

Die Schuld des einen schwächt das Ganze und nötigt die anderen, die Last des Schuldigen mitzutragen.

Die Gaben des Einzelnen sind daher weder zur Selbstdarstellung noch zum eigennützigem Gebrauch geschenkt, sondern zum gegenseitigen Dienst. Ein jeder soll mit der Gabe, die er empfangen hat, dem anderen dienen. Urbild dieses Dienstmodelles ist Jesus Christus selbst. Wie der Meister seinen Jünger die Füße gewaschen hat, so sollen sie auch tun.

Für Luther ist der Empfang der Sakramente Grundlage für die christliche Gemeinschaft:

„Die Gemeinschaft besteht darin, dass alle geistlichen Güter Christi mitgeteilt und zu eigen werden dem, der dies Sakrament empfängt, wiederum alle Leiden und Sünden auch gemein werden und also Liebe gegen Liebe entzündet wird und vereinigt.“ (Ein Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi, 1519). Im Empfang des Sakraments geschieht zweierlei. Zum einen empfangen die einzelnen Glieder die Liebe Christi. Zum anderen werden sie aber auch untereinander so verbunden, dass die Leiden des anderen zu gemeinsamen Leiden werden. Die Teilhabe an Christus führt zur Teilhabe aneinander. In derselben Schrift sagt Luther: *„Du musst der anderen Gebrechen und Notdurft dir zu Herzen gehen lassen, als wären sie dein eigen, und dein Vermögen darbiehen, als wäre es ihr eigen, gleichwie dir Christus im Sakrament tut.“* Durch das Sakrament wird alles gemein – Güter und Unglück. Die Gaben des Christus und die Nöte des anderen werden zu einem „Kuchen“, sie sind untrennbar miteinander verbunden.

II. Seelsorgerliche Konsequenzen

Aussagen über das Miteinander finden sich in den neutestamentlichen Briefen vor allem innerhalb der paulinischen Paraklesen. Es handelt sich dabei um eine Art Gemeindeseelsorge, durch welche Gemeinden bzw. deren Glieder, wenn sie in Gefahr stehen, aus der Christusgemeinschaft herauszufallen, sich voneinander entfernen oder durch äußere Umstände unter Druck geraten, gestärkt und auf Christus hin ausgerichtet werden. Paulus verfolgt dabei eine doppelte Strategie: einmal ermahnt, tröstet oder korrigiert er die Gemein-

de durch seine Briefe. Zum anderen aber ermutigt er die Gemeinde zu gegenseitigem Anteilnehmen. Als Seelsorger ermutigt er sie zu gegenseitiger Seelsorge aneinander und behaftet sie damit bei ihrer eigenen Verantwortung.

1. Sich umeinander sorgen

Im ältesten uns erhaltenen paulinischen Brief, dem 1. Thessalonicherbrief, wird erstmals im christlichen Sprachgebrauch das „Miteinander“ (allelous) in Wort und Sache bedacht. Fünf Mal wird in diesem Schreiben „allelous“ aufgenommen und auf das sorgende Miteinander bezogen (1Thess 3,12; 4,9.18; 5,11.15).

Schauen wir uns den Befund genauer an: Paulus führt der Gemeinde zunächst rückblickend vor Augen, wie er sich selbst „mütterlich“ (2,7) bzw. „väterlich“ (2,11) um die Gemeinde gekümmert hat. Ziel dieser mütterlich-väterlichen Seelsorge war es, die Gemeinde im Glauben zu festigen und wachsen zu lassen. Nach seinem Weggang und den guten Nachrichten, die er von Timotheus aus der Gemeinde empfangen hat, bindet er die Gemeindeglieder in die ermahrende Seelsorge mit ein.

- Sie sollen wachsen in der Liebe zueinander (3,12; 4,9)
- Sie sollen sich angesichts des Umstandes, dass Gemeindeglieder gestorben sind, untereinander trösten (4,18).
- Sie sollen einander seelsorgerlich erbauen und ermahnen (5,11,15).

Dieses seelsorgerliche Füreinander-Sorgen und sich Umeinander-Kümmern ist für Paulus ganz und gar in seinen eigenen missionarischen Auftrag eingebunden. So wie er sich um jeden Einzelnen in der Gemeinde gekümmert hat (2,11f), sollen sich die Gemeindeglieder nun umeinander kümmern. Der missionarische Dienst des Paulus führt zu einem sorgenden Miteinander in der Gemeinde. Die Gemeindeglieder sollen in gegenseitiger Liebe verbunden sein. Konkret wird diese wechselseitige Liebe an einem ganz wichtigen Punkt. Nämlich die Frage (4,13), wie es sich mit den Verstorbenen verhalte, beantwortet Paulus dergestalt, dass die Verstorbenen den jetzt noch Lebenden nicht zuvorkommen. Beide werden, wenn der Herr wiederkommt, zusammen dem

Herrn entgegengeführt. Mit diesen Worten sollen sich die Gemeindeglieder untereinander trösten. Im gegenseitigen Sich-Trösten sollen die Gemeindeglieder Halt und Aufrichtung erfahren. Ähnlich geht Paulus in der Frage der ungewissen Stunde der Wiederkunft des Herrn vor (5,1ff). Angesichts des verborgenen Datums der Wiederkunft sollen die Gemeindeglieder sich untereinander mit dem Zuspruch des Heiles trösten und erbauen (5,11). Entscheidend ist, dass es sich um ein wechselseitiges Geschehen handelt. Wir fassen die Einsichten des 1. Thessalonicher zusammen:

- Im seelsorgerlichen Miteinander der Gemeindeglieder erfährt die missionarische Gemeindegliederarbeit des Paulus Vertiefung.
- Im seelsorgerlichen Miteinander geschieht Verantwortungübernahme.
- Das seelsorgerliche Miteinander ist die Weise, wie Gemeindeaufbau aktuell sich vollzieht.

Letzteres wird vor allem in 5,15 deutlich: Die Vorsteher und die Gemeindeglieder in ihrer Gesamtheit sollen sich liebevoll und fürsorglich einer um den anderen kümmern.

2. Sich gegenseitig aufbauen

Im Römerbriefes (Kap 14) beschreibt Paulus den tiefgreifenden Gemeindegliederkonflikt im Umgang mit dem Opferfleisch. Paulus argumentiert in diesem Konflikt auf einer zweifachen Ebene. Auf der einen Seite führt er ein theologisches Argument ins Feld. Fleisch an sich ist nicht unrein (14,14). Alles, was Gott geschaffen ist, ist gut (vgl. Ps 24,1), und was mit Danksagung empfangen wird, ist nicht unrein. Den Christen in Korinth, bei denen der Fall ähnlich wie in Rom gelagert ist, empfiehlt er daher, auf dem Fleischmarkt nicht zu forschen, woher das Fleisch komme (1Kor 9,25). Ohne sich ein schlechtes Gewissen zu machen, sollen sie das Fleisch genießen. Die Grenze dieses Genusses befindet sich allerdings dort, wo die Liebe zum Bruder verletzt wird. Die seelsorgerliche Ebene betrifft den Bruder, der keine Freiheit zum Fleischgenuss kennt.

Theologisch kann Paulus zwar den Starken in der Gemeinde zustimmen, die sich kein Gewissen beim Fleischverzehr machen. Seelsorgerlich aber ermahnt er genau diese Gruppe aber den Glauben und damit das Gewissen der Schwachen

nicht zu verletzen. **Die Frage der Erkenntnis wird mit der Frage der Liebe verbunden.** Der Starke, der isst, handelt in diesem Falle gegen die Liebe. Er wird dem Schwachen zur Anfechtung, indem er dessen Gewissen beschwert. Die Freiheit des Starken soll nicht zum eigenen Genuss, sondern zur „Erbauung“ des Bruders dienen (vgl. Rö 14,19). Damit ist das entscheidende Stichwort genannt. Nicht die eigene theologische Erkenntnis gilt es auf Kosten des anderen durchzusetzen. Diese würde den Bruder schwächen und die Gemeinde möglicherweise spalten. Ziel ist vielmehr die „gegenseitige Erbauung“. Paulus versteht darunter die Stärkung des Glaubens des Einzelnen und letztlich die Stärkung der geistlichen Gemeinschaft untereinander.

Auch bei den Fragen um die Gestaltung der Gottesdienste führt Paulus das Stichwort Erbauung ein. Die unterschiedlichen Charismen innerhalb der Gemeinde sollen nicht der frommen Selbsterbauung oder gar Selbstdarstellung dienen, sondern dem Nächsten und damit der Gemeinde zur „Erbauung“.

In beiden Fällen geschieht die „wechselseitige Erbauung“ als ein Gebot der Liebe. Paulus scheidet damit die Geister und wendet sich gegen jede Form individualistischer Engführung. Im christlichen Leben geht es nicht in erster Linie um die Pflege oder auch Durchsetzung der eigenen Frömmigkeit, Ansicht oder Lebensweise, sondern um die Erbauung des Bruders bzw. der Gemeinde. Mit dem Stichwort „Erbauung“ haben wir den Zentralbegriff eingeführt, der auch in der Geschichte der Seelsorge maßgeblich ist. Eine zentrale Rolle spielt z.B. die Erbauung bei Spener. Er sieht die Erbauung des Einzelnen, d.h. seinen Glaubens und seines geistlichen Lebens, als das Hauptziel aller Seelsorge. Dabei geschieht eine Verschränkung. Durch die Liebe erbaut die Gemeinde den Einzelnen und durch den in seinem Glauben gestärkten Einzelnen wird die Gemeinde ihrerseits erbaut.

Wie kann das Ziel gegenseitiger Erbauung bei unterschiedlichen Glaubensauffassungen gelebt werden? Es ist festzustellen, dass Paulus dieses Prinzip der Erbauung dort anwendet, wo es um Fragen unterschiedlicher Einschätzungen und Verhaltensweise geht, jedoch nicht dort, wo

grundlegende Fragen des Heils anstehen. Im Galaterbrief wehrt er sich vehement gegen eine gesetzliche Verkündigung des Evangeliums. Auch wo der Schöpferwille Gottes, wie in Römer 1 entfaltet, korrumpiert wird, kann Paulus keinesfalls zur Toleranz aufrufen. Das Miteinander in Liebe unter Zurückstellung eigener Präferenzen soll dort verwirklicht werden, wo die Unterschiede kulturell oder habituell, also dem Recht der Gewohnheit folgend, gegeben sind. Da kann Paulus persönliche Vorlieben und Freiheiten um der Liebe willen beschränken.

3. Miteinander Trost erfahren

Die Seelsorge des Paulus war nicht nur eine Einbahnkommunikation. So war Paulus nicht nur Gebender, er war auch Empfangender und Bedürftiger. Zu Beginn des Römerbriefes entfaltet der Apostel, dass er nicht nur deshalb nach Rom kommt, um die Geschwister dort zu trösten. Sondern auch damit sie zusammen getröstet werden. Als Bedürftiger schließt er sich mit den Geschwistern zusammen (Röm 1, 11-12).

Paulus sieht den Glauben als gemeinsame Ressource des Trostes und der inneren Stärkung. Der Ton liegt dabei auf der gemeinschaftlichen Erfahrung. Glaube ist für ihn nicht nur eine persönliche, individuelle Haltung. Seine eigentliche Kraft entfaltet er erst im Miteinander, in der Beziehung zu anderen. In der gemeinsamen Teilhabe an Christus erfährt Paulus Trost. Paulus zeigt hier erstaunliche intuitive Erkenntnis, die moderne psychologische Wahrheiten vorwegnimmt. Der amerikanische Soziologe George Caspar Homans schreibt: *„Wenn es eine von der modernen Psychologie entdeckte Wahrheit gibt, so ist es die Tatsache, dass ein sozial isoliertes Individuum krank ist, und zwar krank an der Seele.“*¹ Paulus nimmt auch vorweg, was später Luther als das „mutuum colloquium et consolationem fratrum“ beschrieben hat. In der Kommunikation der Glaubenden geschieht Erbauung, Trost und Glaubensstärkung. Gemeinschaft wird zur Seelsorge. Es handelt sich dabei nicht um eine oberflächliche Form der Kommunikation, sondern um deren Intensivform. Im Anteilgeben und Anteilnehmen, im Aufeinander-Hören und im Gespräch des Glaubens geschieht geschwisterliche Ermutigung. Was Spener mit seinen „Konven-

tikeln“ beabsichtigte, nämlich die wechselseitige Stärkung des inneren Menschen, deckt sich mit Paulus. Das Miteinander des Glaubens besitzt eine heilsame, therapeutische Funktion. Es ist daher gerade in einem säkularen Kontext unverzichtbar. Im Miteinander wird der Glaube diaspora-fähig. Er wird überlebensfähig in der säkularen Welt. Gerade angesichts starker individualisierender Tendenzen auch innerhalb der christlichen Gemeinde gilt es Letzteres zu betonen.

4. Einander zurecht bringen

Breiten Raum innerhalb der paulinischen Seelsorge nimmt das liebevolle, seelsorgerliche Zurechtbringen von Gemeindegliedern, die sich verfehlt haben, ein. Was wir bereits im 1. Thessalonicherbrief gesehen haben, wo es um das Ermahnen der „Unordentlichen“ (ataktoi) geht, wird in Gal 6,1f explizit in Form einer generellen Anweisung zum seelsorgerlichen Umgang mit in Sünde gefallenen Gemeindegliedern formuliert. Vom Kontext her geht es um das neue Leben im Einklang mit dem Geist. Da dieses neue Leben aber immer wieder versucht und angefochten ist, sagt Paulus Grundsätzliches zu diesem Thema. So schreibt er in Gal 6,1f: *„... so helft ihm wieder zurecht Einer trage die Last des anderen, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“* Paulus liefert hier ein Paradebeispiel im Umgang mit in Versuchung geratenen Gemeindegliedern. Zuerst appelliert er, dass die Brüder sich nicht über den in Not geratenen Mitchristen stellen oder gar gegen ihn auftreten. Eine angemessene geistliche Haltung zeigt sich vielmehr im sanftmütigen Umgang und zugleich in der Selbst-Achtsamkeit und in dem Wissen um die eigene Versuchlichkeit. Paulus befindet sich hier ganz und gar in der Linie des Bergpredigers (vgl. Mt 6,4). Er soll nicht mit dem Finger auf die Übertretungen seines Bruders hinweisen oder sich gar daran ergötzen. Vielmehr soll er ihm zu recht helfen. Das hier verwendete Verb „katartizo“ heißt so viel wie „einrenken“. Entscheidend ist, dass die „brüderliche Intervention“ im Geist der „praytetos“, der Sanftmut geschieht. In diesem Geist wird der Gefallene nicht verurteilt. Vielmehr soll er verständnisvoll, im Geist der Milde wieder auf den rechten Weg gebracht werden. Um welches Vergehen es sich hier konkret han-

delt, ist nicht bekannt. Vermutlich ist hier nicht an ein leichtes Vergehen zu denken. Eher handelt es sich um eine konkrete Sündentat, die den Betroffenen auf einen falschen Weg gebracht hat. Umso wichtiger ist es daher, dass der Seelsorger die Last des Bruders geduldig mitträgt. Paulus kommt es hier auf eine verständnisvolle Begleitung und liebevolle Zuwendung an. Allein aus dieser Haltung heraus kann Seelsorge hilfreich sein. Ermahnende Seelsorge dient nicht der Bloßstellung des Bruders, sondern dem Zurechtbringen. Letztlich dient sie seinem Heil. Wir müssen uns heute ernsthaft fragen, ob diese ermahnende Dimension seelsorgerlicher Zuwendung nicht verloren gegangen ist. Dass sie notwendig ist, ist nicht zu bestreiten.

5. Miteinander auf die Einheit der Gemeinde bedacht sein

Die Gemeinde in Rom war zur Zeit des Paulus ein „corpus permixtum“ aus Juden- und Heidenchristen. Beiden Gruppen zeigt er auf, wie sie zu dem einen Volk Gottes dazu gehören. Hat er beide Volksgruppen schon von Anfang an seines Schreibens im Blick, so wird dieser Zusammenhang am Ende in seinen ethischen Ausführungen noch einmal konkret. Besonders der Kontext unserer Jahreslosung verweist uns auf diesen Sachverhalt, der leider häufig übersehen wird.

„Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander, Christus Jesus gemäß, damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus. Darum nehmt einander an, ...“ (Röm 15, 5-7). Wenn man voraussetzt, dass es sich hier nicht nur um eine allgemeine Anweisung zur menschlich gegenseitigen Annahme handelt, sondern ernst nimmt, dass es sich hier um die Annahme zweier unterschiedlicher Gruppen im Volke Gottes geht, gewinnt unser Wort zusätzliche Aktualität.

Auffallend ist, dass Paulus die Unterschiede bestehen lässt und Juden- bzw. Heidenchristen nicht auf eine Ebene stellt. Er hält den Unterschied zwischen beiden fest. Dies wird schon im ganzen Duktus des Briefes deutlich. Zugleich ermahnt er sie, sich in dieser Unterschiedlichkeit, die er bereits in den Kapiteln 9-11 breit entfaltet hat, anzu-

nehmen. Und zwar nicht einfach so, entsprechend dem allgemein üblichen Toleranzverständnis, sondern so „wie der Messias euch angenommen hat!“ Wenn nun beide einander annehmen sollen, wie der Messias es getan hat, dann tun sie das, indem sie ein ganzes Ja auch zu den von Gott bestimmten Unterschieden sprechen. Durch die Annahme wird der Unterschied nicht aufgehoben.

Durch Christus aber wird Unterschiedliches verbunden und zu einer Einheit in der Vielfalt geformt. Die Einheit des Leibes ist kein Einerlei, sondern ein Zusammenspiel von Verschiedenen. Das besitzt heute höchste Aktualität: Angesichts einer im Wachstum begriffenen modernen Gleichheitsideologie tut die christliche Gemeinde unserer Gesellschaft einen wichtigen Dienst, wenn sie zeigt, dass Verschiedenes durchaus in Harmonie zusammen leben kann.

III. Weiterführende Überlegungen

1. Das Miteinander ist eine in Christus gegebene und verankerte Wirklichkeit

Das Miteinander der christlichen Gemeinde ist daher etwas anderes und ist mehr als nur ein sozialer Zusammenhalt. Vielmehr besteht es durch Gottes Handeln. Gott fügt zusammen. Gott gliedert die Einzelnen in das Miteinander der Gemeinschaft ein. Dadurch ist jeder Einzelne Teil des Ganzen und besitzt darin eine besondere Funktion und Aufgabe. Das Miteinander in der Gemeinde, das den Einzelnen nicht übersieht, ja sogar dessen Gewissen schützt, ist daher zu pflegen und zu erstreben. Dies geht so weit, dass sogar Entscheidungen, die innerhalb einer Gemeinde getroffen werden, nicht einfach qua Mehrheitsbeschluss durchzusetzen sind. Vielmehr gilt es auch hier das Miteinander zu wahren und so lange zu ringen, bis sich die richtige Erkenntnis durchsetzt. Eduard Schweizer betont *„die Tatsache, dass es im Neuen Testament keine Mehrheitsbeschlüsse gibt, sondern dass so lange um die rechte Erkenntnis gerungen wird, auch in schwierigen, keineswegs harmonischen Auseinandersetzungen, bis sich die Andersdenken anschließen können.“*²

2. Über den lokalen Gemeindehorizont hinaus

Für den Bestand einer Gemeinschaft ist es entscheidend, ob sie den Zusammenhalt zwischen

ihren größten und kleinsten Untergliederungen bewahren kann. Paulus unterscheidet beides, wenn er betont, dass die vielen Gemeinden in Christus eine geistliche Einheit sind: „*Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch mit einer Berufung zu einer Hoffnung berufen seid. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller,*“ (Eph 4,4-6). Bemerkenswert ist, dass auch hier die Einheit der verschiedenen Gemeinden oder Hauskirchen als eine geistliche Wirklichkeit beschrieben wird. Solche Worte setzen daher ein starkes Fragezeichen, die Einheit der Christen zuerst auf organisatorischem Wege zu erreichen. Allerdings sind auch konkrete Schritte nötig, die Einheit der Christen zu erhalten. Zu diesem Zweck hat Paulus viele Briefe geschrieben – auch an Gemeinden in Kolossä oder Laodicea (Kol 4,16), die er nicht selbst gegründet hat. Immer wieder erinnert er sie daran, dass sie nicht allein in der Welt sind, sondern mit anderen Christen von Jerusalem bis Rom verbunden. Durch Sendung von Mitarbeitern hielt er mit den Gemeinden Kontakt oder unternahm anstrengende und gefährliche Reisen, um die Jünger zu stärken (Apg 14,22). Paulus vernetzte Gemeinden. Eine isolierte Gemeinde ist nach Paulus keine Möglichkeit.

Manche Spaltung hätte verhindert werden können, wenn führende Männer statt übereinander zuerst miteinander geredet hätten. Hier liegt dann auch die Chance von überörtlichen Treffen oder Kongressen. Die geistliche und, wo es geht, die organisatorische Zusammenarbeit unterschiedlicher Gruppen, Gemeinschaften und Kirchen ist daher eine geistliche Notwendigkeit und ein Gebot.

3. Um das Miteinander zu erhalten, bedarf es der beständigen Ermahnung.

Jeder Christ braucht immer wieder neu die Zentrierung auf Jesus hin. Jeder hängt dann und wann seine Lieblingsideen nach, reitet geistliche Steckenpferde, fremde Motive und versteckte Beweggründe wie Ehrgeiz, Geltungssucht oder auch Verzagttheit bedrohen das Miteinander. In diesen Fällen braucht es den Bruder, der auf solches Abweichen hinweist und darauf aufmerksam macht, auf geistlichen Wegen zu bleiben und sich nicht auf seelisch-menschlichen Wegen zu ver-

lieren. Die geistliche Aufmerksamkeit füreinander bewahrt das Miteinander vor einem Nebeneinander oder auch einem Auseinander. Das Gespräch unter Brüdern ist zum Erhalt des Miteinanders in der Gemeinde unverzichtbar und durch nichts zu ersetzen.

4. An die seelsorgerliche Bedeutung des Miteinanders in einer individualisierten Gesellschaft ist immer wieder neu zu erinnern.

Eine Sehnsucht nach Gemeinschaft durchzieht Kirche und Welt. Die Vereinsamung der Menschen nicht nur in der Welt, sondern auch in der Kirche ist teilweise sehr groß. Viele hungern nach Gemeinschaft. Viele frieren in unseren Gemeinden. Der Psychotherapeut und Seelsorger Larry Crabb sagt m. E. völlig zu Recht, dass mangelnde Gemeinschaft die Ursache vieler psychischer Probleme unserer Tage sei. Auf diesem Hintergrund ist auf die Gemeinschaft als Ressource zur seelischen Gesundheit hinzuweisen. Die kleinere oder auch größere Gruppe, in welche der Einzelne Beachtung, Wertschätzung und Hilfe erfährt, kann zu einem wichtigen Ort der seelischen Gesundung werden. Seelsorge und Gemeindeaufbau gehen auf diese Weise Hand in Hand.

5. Lebendige Bruderschaft scheint mir das Gebot der Stunde.

Das Vermächtnis Bonhoeffers in „Gemeinsames Leben“ wird zwar häufig zitiert und bewundert. Selten aber wird findet es seine Verwirklichung im Leben der Gemeinde. An dieser Stelle bedarf es einer „Relektüre“ von Bonhoeffer. In der gelebten Bruderschaft findet der Einzelne Kraft, Trost und Zuversicht für seine Nachfolge in einer säkularen Welt. In einer zu Versingelung neigenden Gesellschaft kann die christliche Gemeinde ein Gegenmodell leben. In Bruderschaften, Hausgruppen und kleinen Gemeinschaften kann sich so etwas wie die „ecclesiola in ecclesia“ verwirklichen. Gesunde gemeinschaftliche Strukturen können in einer fragmentierten und individualisierten Zeit Orte persönlicher Beziehung, Gesundung und Beheimatung sein.

6. Das Miteinander von Mann und Frau

Im heutigen Genderismus will man die biologi-

schen Gegebenheiten übergehen. Häufig wird auch ausgehend von Gal 3,28 betont, dass zwischen Mann und Frau kein wesensmäßiger Unterschied bestehe. Übersehen wird dabei, dass Paulus in diesem Zusammenhang von der Gotteskindschaft und dem Heil von Mann und Frau spricht. Diesbezüglich spielen tatsächlich Rasse und Geschlecht keine Rolle. Eine andere Beobachtung ist in unserer Frage bemerkenswert. Es ist interessant, dass Paulus sich in diesem Zusammenhang immer wieder auf die Schöpfung beruft. Demzufolge sind Mann und Frau als unterschiedliche einander zur Ergänzung und zur Hilfe geschaffen. Der Irrtum der Korinther war schlicht der, dass sie meinten, das Wirken des Geistes setzt diese schöpferbedingten Unterschiede außer Kraft. An dieser Stelle stoßen wir auf ein weites und konfliktreiches Feld, das wir an dieser Stelle nicht durchschreiten können. Festzuhalten aber bleibt, dass Paulus der Einebnung der Geschlechterrollen entgegen wirkt. Beide – Frau und Mann – sollen sich vielmehr einander in der Furcht Christi unterordnen (Eph 5,21). Beide, Mann und Frau, bilden in ihrer Ehe die Beziehung vom Vater zu Christus ab. Unterscheidung und Einheit werden so gewahrt. Durch die Liebe verbunden, in gegenseitiger Unterordnung verschränkt, zeigen sie etwas vom Wesen der Gemeinde Jesu. Nämlich: dass ein Miteinander von Verschiedenen in einem gegenseitigem Dienst der Liebe möglich ist.

7. Das Miteinander fördert das missionarische Zeugnis der Gemeinde

Die Einheit von Verschiedenen, die in der Liebe Jesu Christi verbunden sind, stellt in unserer Welt der Individualisierung, des Streits und der Aus- und Abgrenzung eine unüberbietbare missionarische Kraft dar (vgl. Joh 17,21). In der Einheit der Verschiedenen gewinnt die Christus-Liebe (agape) ihre konkrete Gestalt. Diese in der Einheit sichtbar werdende Liebe verweist zurück auf den dreieinigen Gott als ihrem Ursprung. Zugleich besitzt diese Liebe etwas Grenzen Überschreitendes, Überfließendes und Überströmendes. Sie bleibt nicht auf das eigene Heil, die eigene Gruppe oder das eigene Wohlergehen reduziert. Vielmehr dringt sie als eine Liebe, die nicht von

dieser Welt ist, nach außen und verweist auf den, der Ursprung aller Liebe ist, Jesus Christus.



Dr. Rolf Sons, Rektor des Albrecht-Bengel-Hauses, Tübingen

ANMERKUNGEN:

¹ George Caspar Homans, Theorie der sozialen Gruppe, Köln 1960, 299.

² George Caspar Homans, Gemeinde und Gemeindeordnung im Neuen Testament, S. 192.

KULTURELLE PRÄGUNGEN – IHRE BEDEUTUNG UND IHR WERT FÜR DAS MITEINANDER DER GEMEINDE(N)¹

Jürgen Schuster

1. Die partikulare Perspektive

Der Begriff Kultur ist nicht leicht zu definieren. Im alltäglichen Sprachgebrauch verstehen Menschen darunter meist den Aspekt der Kunst im gesellschaftlichen Leben. Musik, Theater, Literatur, Kunstausstellungen, all das eben, was sich im Feuilleton der Zeitung findet. Der Humanwissenschaftler versteht Kultur umfassender. So definiert Paul Hiebert:

„Kultur ist das mehr oder weniger integrierte System von geistigen Vorstellungen, Gefühlen und Werten und den mit ihnen assoziierten Verhaltensmustern und Produkten, welches von einer Gruppe von Leuten geteilt wird, die damit organisieren, was sie denken, fühlen und tun.“¹

Kultur im wissenschaftlichen Sinn umfasst also wie eine Zwiebel mit vielen Schichten auf verschiedenen Ebenen verschiedene Aspekte. Beginnen wir von außen: Verhaltensmuster und Produkte sind Dinge, die wir beobachten können. Zu Kultur gehören auf einer tiefer liegenden Ebene die Werte einer Gruppe von Menschen, die Sprache, die sie verwenden und die damit verbundenen Kategorien sowie die Plausibilitätsstrukturen – also Begründungszusammenhänge –, die mit diesem Denken verbunden sind. Und, wenn wir noch tiefer graben, stoßen wir auf das, was wir mit dem Begriff „Weltbild“ bezeichnen, die nicht bewusst reflektierten Grundüberzeugungen über die Welt. Das Weltbild einer Kultur ist so etwas wie die Brille, durch die ein Brillenträger hindurch auf die Welt schaut. Er denkt nicht über seine Brille nach, sondern über das, was er durch sie hindurch sieht und wahrnimmt.

Kultur dient – zugespitzt formuliert – nicht dazu, die Wirklichkeit für uns sichtbar zu machen. Sie dient dazu, dass wir mit der Wirklichkeit sinnvoll umgehen können. Sie schafft kein Abbild der Wirklichkeit, sondern sie ist so etwas wie unsere Brille, durch die hindurch wir die Realität als für

uns fassbare Wirklichkeit wahrnehmen.

Richard Robbins macht das in seiner Definition von Kultur deutlich:

„Menschliche Wesen sind kulturelle Lebewesen: Sie schreiben Objekten, Personen, Verhaltensweisen, Gefühlen und Ereignissen selbst-geschaffene Bedeutungen zu, und verhalten sich danach so, als wären diese Bedeutungen real.“²

Wir messen bestimmten Dingen und Erfahrungen Bedeutung zu und verhalten uns dann kollektiv so, als würde diese Bedeutung diesem Ereignis oder dieser Sache innewohnen. Ein einfaches Beispiel aus der Praxis: Wir alle kennen die Tonfolge eines Martinshorns. Wenn wir im Straßenverkehr diese Tonfolge hören, verlangsamen wir unser Tempo und fahren an den Straßenrand, um Polizei oder Rettungsfahrzeuge zügig vorbei zu lassen. Die Bedeutung „Rettungsfahrzeug unterwegs“ ist jedoch nicht zwangsläufig mit der akustischen Tonfolge des Martinshorns verbunden. Wir hätten uns ja z.B. auch darauf einigen können, dass die Eingangsmelodie zu Mozarts Kleiner Nachtmusik die Bedeutung bekommt: Rettungsfahrzeug unterwegs. Oder die Eingangsmelodie zu Beethovens Fünfter Symphonie. Sie sehen, die Zuordnung einer Bedeutung zu einem bestimmten Zeichen ist im tiefsten Grunde willkürlich. Wichtig ist nur, dass die Zuordnung von Zeichen und Bedeutung von allen Verkehrsteilnehmern verstanden wird und sich alle dieser Bedeutung gemäß verhalten.

Zurück zur Metaebene: Kultur hat also etwas zutiefst Subjektives. Es geht nicht um eine objektive Abbildung der Wirklichkeit, sondern vielmehr darum, dass wir als eine Gruppe von Menschen eine gemeinsame Ordnung für unser Zusammenleben und unseren Umgang mit der Welt finden. Mit der Partikularität von Kultur und Lebensentwürfen ist also zwangsläufig ein subjektives Element verbunden.

Das hat in der Ethnologie dazu geführt, die Erforschung von Kultur als hermeneutischen Prozess zu verstehen, vergleichbar mit dem Verstehen eines Textes. Ich muss mich darum bemühen, die Verbindung zwischen Symbolen, Verhaltensweisen und Ritualen, die ich beobachten kann, mit der jeweiligen Bedeutung, die in dieser Kultur

diesen Symbolen, Verhaltensweisen und Ritualen zugeordnet wird, zu entdecken und aufzuspüren. Diese Überlegungen zum Verständnis von Kultur beinhalten auch theologische Aspekte. Zum Einen: Die Entwicklung menschlicher Kulturen hat eine schöpfungstheologische Komponente. Menschliche Kulturen sind eine Folge der Beauftragung des Menschen durch seinen Schöpfer, die Erde zu bebauen, zu bewahren und zu benennen, sie im Sinne Gottes stellvertretend für ihn zu verwalten. Das Entstehen von Kulturen ist eine Folge, die sich zwangsläufig aus der Tatsache ergibt, dass wir als soziale Wesen erschaffen sind, Menschen die aufeinander angewiesen sind, und die zwangsläufig miteinander umgehen und auskommen müssen. Wir müssen unseren Lebensraum gestalten und unsere sozialen Beziehungen sinnvoll ordnen, so dass die Freiheit der individuellen Lebensgestaltung und die Rücksichtnahme auf die Gesamtheit des Gemeinwesens in einer guten Weise abgewogen werden. All das ist Teil unseres Menschseins. Mit der Schöpfung des Menschen hat Gott auch die Entwicklung menschlicher Kulturen angelegt.

Ein Zweites: Gott hat sich entschieden, in seiner Selbstoffenbarung an die Menschen in die Partikularität menschlicher Geschichte und Kultur einzugehen. Gott lässt gewissermaßen nicht eine zeitlose, allgemein gültige religiöse Lehre vom Himmel fallen, die als Rettungsplan für alle Menschen Gültigkeit hat. (Das wäre das islamische Modell.) Gott geht vielmehr bewusst in die Geschichte ein, indem er einzelnen Menschen begegnet, in ihrem Leben handelt, durch sein Wort an diese Menschen sein Handeln deutet, und nicht zuletzt in der Fleischwerdung des Gottessohns selber ganz Mensch wird. **Das ewige, universale Wort geht eine Verbindung ein mit einer partikularen Geschichtssituation, und ist hinfort nicht mehr von diesem partikularen Offenbarungsgeschehen zu trennen.** Auch der Auferstandene ist zu erkennen an den Nägelmalen seiner Kreuzigung. Der ewige Gott ist eine Verbindung eingegangen mit einer spezifischen geschichtlichen, kulturellen Gestalt. Lesslie Newbigin kann deshalb sagen:

„Wenn ich vom Evangelium rede, meine ich natür-

lich die Aussage, dass die gesamte Menschheit in dem Geschehen um das Leben, den Dienst, den Tod und die Auferstehung Jesu Christi verändert und daher jede menschliche Kultur in Frage gestellt wird. Sicher ist auch diese Ankündigung selbst in einem bestimmten kulturellen Umfeld geschehen. Sie kam nicht einfach vom Himmel oder aus dem Mund eines Engels. Die Worte 'Jesus Christus' sind die griechische Wiedergabe des hebräischen Namens und Titels 'Joshua der Messias'. Sie sind Teil einer bestimmten Kultur in einem bestimmten Teil der Welt – dem östlichen Mittelmeerraum – zu einem geschichtlichen Zeitpunkt, als Griechisch die verbreitetste internationale Sprache in den Ländern um das Mittelmeer war. Weder am Anfang noch irgendwann später kann es ein Evangelium geben, das nicht in eine bestimmte kulturell geprägte Form von Worten gefasst ist. Die Vorstellung, man könne auf irgendeine Weise ein reines Evangelium herausdestillieren, unverfälscht durch irgendwelche kulturellen Zutaten, ist eine Illusion. Ja, sie ist geradezu ein Verrat am Evangelium, denn das Evangelium handelt vom fleischgewordenen Wort. Wo immer das Evangelium in Worte gefasst wird, steht es unter dem Einfluss der Kultur, zu der diese Worte gehören. Und jede Lebensweise, die die Wahrheit des Evangeliums ausdrücken will, ist eine kulturell bestimmte Lebensweise. Ein kulturfrees Evangelium wird es niemals geben. Und doch stellt das Evangelium, selbst ganz und gar in kulturell geprägten Formen ausgedrückt, alle Kulturen in Frage, einschließlich derjenigen, in der es sich zum ersten Mal darstellte.“³

Das Evangelium kann und muss also immer in einer konkreten geschichtlichen, sozio-kulturellen Situation Gestalt annehmen, um von Menschen in gerade dieser Situation gehört und verstanden zu werden, und für ihre Lebenswelt relevant zu sein.

Noch in einem dritten Sinn ist die kulturelle Partikularität theologisch von Bedeutung: Jeder von uns hat Jesus Christus kennengelernt im Rahmen einer ganz bestimmten Traditionsgeschichte. Niemand wird sozusagen aus heiterem Himmel Christ. Ich habe das Evangelium von meinen Eltern im Kontext einer landeskirchlichen Gemeinschaft der Evangelischen Gesellschaft für

Deutschland im Landkreis Wetzlar gehört. Damit ist meine Glaubensgeschichte mit dem Glauben meiner Eltern und mit der pietistisch-erwecklichen Tradition verbunden, in der diese Gemeinschaft beheimatet ist. Diese Geschichte können wir zurückverfolgen. Dabei gelangen wir über die Stationen Neupietismus – Pietismus – Reformation – Westkirche hin zu den Wurzeln der einen gemeinsamen Kirche, die in den Aposteln in Jerusalem ihren Anfang nahm. Diese wiederum geht zurück auf die Erwählung Abrahams als des Einen, durch den alle Menschen auf Erden Segen und Heil empfangen sollen. Jetzt muss man natürlich zugeben, dass diese Überlieferungskette in der protestantischen Tradition keine große Rolle spielt. Die Confessio Augustana definiert in Artikel 7 Kirche als den Ort, an dem Wort und Sakramente verwaltet werden, unabhängig von der Überlieferungstradition, über die Wort und Sakramente zu dieser Gemeinschaft gelangt sind. Trotzdem wäre es falsch, die Augen zu verschließen vor der Bedeutung einer solchen Überlieferungskette. Paulus erinnert seinen Schüler Timotheus daran: „Du aber bleibe bei dem, was du gelernt und wovon du dich überzeugt hast. Du weißt, von wem du es gelernt hast“ (2Tim 3,14).

Die Vertrauenswürdigkeit des Boten und der Überlieferungstradition ist für die Begründung des Glaubens ein wesentliches Element. Wir sollten unsere persönliche Glaubenstradition deshalb wertschätzen und die emotionale Beheimatung in unserer Tradition durchaus würdigen. Das ist vergleichbar mit den Traditionen, die wir in unsrer Ursprungsfamilie z.B. an den Weihnachtsfesten erlebt haben. Mit solchen Familienritualen verbinden wir in aller Regel starke Emotionen. Und wir geben diese Rituale, angereichert und verändert durch den Einfluss der Rituale, die unser Ehepartner in seiner Kindheit erlebt hat, an unsere Kinder weiter, prägen somit ihr Leben und geben ihnen ein Gefühl von Heimat.

Selbstverständlich kann eine partikulare Tradition missverstanden werden als normativ für alle Menschen. Etwa im Sinne: Alle müssen auf die gleiche Art und Weise Weihnachten feiern, wie wir. Das wäre eine Engführung und ein falscher Umgang mit unsrer partikularen Tradition. Das

Gleiche gilt auch für unsere geistliche Traditionsgeschichte, die uns zum Glauben an Jesus Christus geführt hat. Wir brauchen eine Wertschätzung und ein Bewusstsein für unsere Tradition, ohne sie absolut zu setzen.

Ich hoffe, es ist deutlich geworden, dass die Vielfalt und Partikularität menschlicher Kulturen nicht nur eine humanwissenschaftliche Beobachtung ist, sondern durchaus auch theologische Dimensionen hat. Diese theologischen Aspekte machen deutlich, dass kulturelle Vielfalt durchaus von Gott gewollt ist, und von ihm in Dienst genommen wird.

2. Der universale Metanarrativ

Vielleicht ist dem Einen oder Anderen etwas ungemütlich geworden bei der starken Betonung der Vielfalt und Partikularität. Wo bleibt das Verbindende? Es ist tatsächlich so: Wer nur die Partikularität und kulturelle Bedingtheit menschlicher Weltsicht betont, gibt damit de facto die Wahrheitsfrage preis. Ob eine partikulare Sicht der Welt wahr ist oder nicht, kann dann nur in einem instrumentalistischen Sinne beantwortet werden: Ist diese Sicht der Welt für meine Bedürfnisse adäquat oder nicht? Kann ich damit leben? Ist sie für mich wahr?

Ich habe eingangs bereits darauf hingewiesen, dass die Geschichte Gottes mit seiner Menschheit einen universalen Rahmen hat: Sie wird eröffnet mit der Szene, dass Gott der Schöpfer aller Menschen ist und eine Menschheit als Gegenüber hat. Und sie endet mit genau diesem Setting: Am Ende wird eine Herde und ein Hirt sein; ein Gott und eine Menschheit; Himmel und Erde vereint in einer neuen Schöpfung.

Die Geschichte zwischen diesen beiden Polen ist geprägt durch das Stichwort Entfremdung. Der Mensch entfremdet sich von Gott. Und er wird dem Mitmenschen fremd. Diese Entfremdung zu überwinden ist das Ziel des Heilshandelns Gottes mit seinen Menschen. So steht im Zentrum der Geschichte Gottes mit seiner Menschheit ein Mauerfall (Eph 2,14). Die Trennung zwischen Vertrauten und Fremden wird überwunden. Heil, Shalom, ist Überwindung von Entfremdung, Erlösung aus der Gottesferne und gleichzeitig das Stiften einer neuen Gemeinschaft unter den Men-

schen. Heil lässt sich nicht reduzieren auf eine Erneuerung der Gottesbeziehung, auch wenn das zweifellos der Ausgangspunkt des neuen Lebens ist. George Hunsberger weist im folgenden Zitat darauf hin, dass sowohl der Umfang des Heils als auch die Methode, mit der diese Botschaft des Heils weitergegeben wird, zutiefst verwurzelt sind im kommunalen, gemeinschaftlichen Charakter dieses Heils:

„Einer wird von Gott erwählt, um den Segen zu einem anderen zu tragen. Die Partikularität der Wahl zeigt sowohl den personhaften Charakter Gottes (der die Freiheit impliziert, zu handeln und den Zeitpunkt und den Ort einer solchen Handlung frei zu wählen) als auch den sozialen Charakter des menschlichen Lebens. Sie deckt sich mit dem Wesen der Erlösung (sie stiftet Versöhnung indem sie empfangen wird aus den Händen eines Anderen) und dem Umfang der Erlösung (sie ist gedacht für alle). Das heißt, die Erwählung zum Zeugnis bewirkt oder verstärkt gerade nicht das so genannte 'Problem' der Partikularität, sondern sie ist das Muster, das die unvermeidliche Partikularität der geschichtlichen Taten eines personhaften Gottes auf die universale Ebene ausweitet. Die partikuläre Erwählung ist dazu entworfen, den Segen zu allen zu tragen.“⁴

Wir sehen so im biblischen Geschichtsentwurf eine umfassende Erzählung – wir sprechen hier von einem Metanarrativ –, die alle Menschen umfasst. Die Betonung der Partikularität, wie sie uns die Postmoderne unwiderruflich ins Stammbuch geschrieben hat, kann und darf – theologisch gesprochen – nicht dazu führen, dass wir den umfassenden Metanarrativ der Geschichte Gottes mit seiner Menschheit aufgeben. Es geht Gott nicht um die Rettung einzelner Menschenseelen für seinen Himmel. Es geht Gott um die Rettung der Menschheit und des Kosmos für seine neue Schöpfung.

Hier regt sich nun aber aus der postmodernen Ecke vehementer Protest. Wer auf diese Weise einen universalen Charakter der biblischen Gottesoffenbarung proklamiert, erhebt einen Deutungsanspruch auf die Geschichte als Ganzes. Das provoziert Widerspruch. Wir müssen uns

Nietzsches Kritik an dem „Willen zur Macht“ stellen. Hat nicht die Geschichte der Kirche über viele Jahrhunderte hinweg dieser Kritik Vorschub geleistet? Wie begegnen wir dieser Kritik?⁵

Es ist dringend notwendig, dass wir den Charakter des universalen Metanarrativs genau betrachten, genauer gesagt, die Art und Weise des Handelns Gottes in seiner Geschichte mit den Menschen. Die postmoderne Kritik an einer autoritativen Interpretation der Geschichte wird für uns zu einem heilsamen Korrektiv, das uns zwingt, den Charakter dieses Metanarrativs und damit den Charakter des Evangeliums genauer zu betrachten. Dabei fallen zwei grundlegende Wesenszüge ins Auge.

(1) Im Zentrum der biblischen Geschichtsdeutung steht die Person des gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Das Symbol im Zentrum des biblischen Metanarrativs ist das Kreuz, nicht als Instrument der Ausübung von Macht, sondern als Zeichen einer Liebe, die Widerspruch erduldet und sich selber in den Tod gibt, um der Verlorenheit der Menschen und des Kosmos willen. Die Herrschaft Gottes in Christus ist dauerhaft charakterisiert durch diese Selbsthingabe des Königs, der am Kreuz sein Leben gibt. Der Löwe aus Juda erscheint als geschlachtetes Lamm. Die Jünger erkennen den Auferstandenen an seinen Nägelmalen. Die Welt wird uns als Gesandte Christi nur erkennen, wenn an uns und unserer Mission etwas zu sehen ist von dieser Schwachheit Christi und seiner Selbsthingabe für die Welt.

(2) Die Umkehrung der Sprachenverwirrung von Babel an Pfingsten mündet nicht ein in das Wiedergewinnen einer gemeinsamen Sprache, sondern entfaltet sich als neue Einheit und neues Verstehen in einer Vielfalt von Sprachen.

Der Metanarrativ des Evangeliums führt gerade nicht zu einer neuen Vereinheitlichung und Homogenisierung. Er führt dazu, dass Menschen unterschiedlichster Kulturen, wenn sie der Einladung Gottes folgen, innerhalb des großen Bogens des biblischen Metanarrativs einen Platz für sich entdecken, an dem sie sich mit ihren Begabungen einbringen und diesen Metanarrativ als Heimat für ihre eigene Lebensgeschichte erfahren können. Taber fasst diese Aspekte zusammen:

„[Ich bin davon überzeugt, dass] das Evangelium

der einzige universale Metanarrativ ist, der nicht totalitär homogenisiert, weil er der einzige ist, der auf aufopferungsvoller Liebe basiert, nicht auf weltlicher Macht; der einzige, der von einem König an einem Kreuz angeboten wird; der einzige, der von einem siegreichen Löwen angeboten wird, der sich als geschlachtetes Lamm erweist (Offb 5, 1-10). Das ist die Garantie, dass der Metanarrativ nicht totalitär ist. Pfingsten, richtig verstanden, ist die Garantie, dass er nicht homogenisiert.“⁶

Diese Wahrnehmung der Grundzüge des biblischen Metanarrativs ist von größter Wichtigkeit. Hier erschließt sich uns eine neue Möglichkeit, die Wirklichkeit der partikularen Weltsicht zu verbinden mit dem universalen Metanarrativ, ohne auf Macht und Homogenisierung zurück zu greifen.

Auch Lesslie Newbigin hat auf diesen ganz eigenen Charakter des Evangeliums – zwischen privater Erlösungsreligion einerseits und der Durchsetzung einer weltimmanenten Theokratie andererseits – hingewiesen:

„[Das Evangelium] ist nicht die Lehre eines neuen Weges zu einer persönlichen Erlösung nach der Weise des Buddha. Es ist auch nicht die Ankündigung eines theokratischen Königreichs nach der Weise des Islam. ... Es ist weder einfach die Verkündigung einer neuen religiösen Lehre, noch der Start eines säkularen Programms. ... Es ist die Ankündigung der entscheidenden Begegnung Gottes mit den Menschen. ... Es betrifft die Vollendung aller Dinge. Sein Charakter als 'endgültig' liegt in dieser Tatsache begründet.“⁷

Newbigin macht deutlich, dass wir als Kirche einen Weg suchen müssen, der dem Charakter des Evangeliums entspricht, jenseits von globalem Machtanspruch einerseits und individuellem Heilsweg andererseits. Die Herausforderung besteht darin, an der Universalität des Metanarrativs des Evangeliums festzuhalten, aber diesen Metanarrativ nicht mit einem Machtanspruch zu versehen, der das Wahrheitsverständnis in der Prämoderne kennzeichnete. M.a.W., die Herausforderung besteht darin, das Evangelium in seinem An- und Zuspruch als universaler Metanarrativ so zu verkündigen, dass es als Einladung gehört wird und als Rahmen erscheint, der meiner persönlichen Lebensgeschichte Geborgenheit

und Sinn vermittelt, nicht als Wille zur Macht, der mich dominiert, sondern als Einladung zu einer letzten tiefen Erfüllung und richtig verstandenen Selbstverwirklichung.

Der biblische Metanarrativ verbindet tatsächlich die Vielzahl individueller Lebensgeschichten zu einer großen Story Gottes mit seiner Menschheit, in der Gott in großer Stringenz und Treue zu seinen Heilszusagen das Ziel einer neuen Schöpfung verfolgt. Die Tatsache, dass die Heils-Zukunft mit dem Kommen Christi bereits in dieser Welt begonnen hat, unterstreicht den Charakter des biblischen Metanarrativs als Heils-Geschichte. Gottes Geschichte mit der Menschheit ist Heils-Geschichte gerade darin, dass sein Handeln in der Welt Menschen Raum gibt, ihre persönliche Lebensgeschichte im Kontext dieses Metanarrativs zu verstehen und darin Heimat und Sinn zu finden. Die Einheit der Geschichte Gottes mit der Menschheit bleibt gewahrt, ohne dabei zu bedrängen oder zu homogenisieren.

Heinzpeter Hempelmann spricht in diesem Zusammenhang von "Interpretation ohne Selbstbehauptung“:

„Jesus interpretiert Gott, ohne sich selbst zu behaupten; Jesus interpretiert Welt, Anderes, ohne dieses zu verneinen; Jesus interpretiert den Menschen, indem er ihm Sinn eröffnet und dessen Sinn ent-deckt.“⁸

Bisher haben wir in einem weiten Bogen sehr grundsätzliche Fragestellungen bedacht. Im folgenden dritten Teil soll es um eine Zusammenschau der Aspekte Partikularität und Universalität gehen unter dem Aspekt: „das Miteinander der Gemeinde bzw. Gemeinden“.

3. Vielfalt in Einheit: Missionieren und Theologisieren in Gemeinschaft

Die Spannung zwischen Einheit und Vielfalt ist für die pastorale Arbeit des Paulus von großer Bedeutung. Neben der vorhin erwähnten Stelle aus Eph 2 ist hier z.B. auch das vierte Kapitel des Epheserbriefes oder auch das Bild des Leibes für die Gemeinde (in 1Kor 12) zu bedenken. Die geistlich-theologische Einheit der Gemeinde war für Paulus kein wünschenswerter Luxus, auf den man ggf. auch verzichten könnte. Einheit gehört

zum Wesen der Kirche. Trotzdem bedeutet Einheit der Kirche für Paulus gerade nicht, dass alle in allen Fragen gleich denken.

Es ist eine bedeutsame theologische Beobachtung, dass Paulus die Frage, ob es erlaubt sei Fleisch zu essen, das vor dem Verkauf auf dem Markt in einer religiösen Handlung Göttern dargebracht wurde, nicht ein für allemal für alle Gemeindeglieder verbindlich entscheidet. Im Gegenteil. Paulus fordert die einzelnen Christen auf, in dieser Frage eine eigene Meinung zu finden, die vor Gott, dem eigenen Gewissen und der Rücksicht auf Brüder und Schwestern in der Gemeinde bestehen kann. Und dann gilt es, trotz unterschiedlicher Entscheidungen in dieser Frage die Einheit, die Liebe, den Frieden im gemeindlichen Miteinander zu wahren.

Diese Vorgehensweise des Paulus enthält wichtige Hinweise für uns. Sie fordert uns auf, andere Christen und Gemeindeglieder nicht in Abhängigkeit von uns zu halten, so als müssten wir die richtigen Entscheidungen für andere treffen. Sie ermutigt uns selber, nicht in der Abhängigkeit von anderen Menschen zu verharren, sondern unsere eigenen Entscheidungen verantwortlich vor Gott und Mitchristen zu fällen. Sie ermutigt uns, die Mündigkeit des Glaubens unter allen Christen zu fördern. Und gleichzeitig in alledem uns daran zu erinnern, dass wir nur gemeinsam das Heil Gottes erfahren und in dieser Welt darstellen können.

In der Spannung von Verschiedenheit und Pluralität einerseits und Einheit in Christus andererseits wird die Kirche zu einer „Vorschau“ der neuen Menschheit, die am Ziel der Wege Gottes steht. Einheit in einer Liebe, die sich nicht aufzwingt, und die nicht homogenisiert. Das ist der Schlüssel.

Gott will an der Gemeinde deutlich machen, dass es ihm in der Kraft seines Geistes gelingt, aus Fremden Vertraute zu machen und eine neue Gemeinschaft zu schaffen, die Sünde, Eigensinn, und Unterschiede überwinden kann. Kirche wird auf diese Weise zur eschatologischen Erstlingsfrucht einer neuen Menschheit. Deshalb ist die Einheit der Kirche so bedeutsam für Mission. „Sie sollen vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,23).

Wie könnte eine Gemeinschaft, die sich um Christus sammelt und doch gleichzeitig zerstritten ist in theologischen oder persönlichen Fragen, ein glaubwürdiges Zeugnis vom Heil Gottes in dieser Welt sein, einem Heil, das neue Gemeinschaft stiftet zwischen Fremden und Vertrauten? Niemand wird einer zerstrittenen Kirche eine Botschaft von der Versöhnung abnehmen. Mission braucht die Einheit der Kirche.

4. Hinweise für die Praxis

Die Zeit reicht nicht, um hier weit auszuholen. Gestatten Sie mir nur einige Hinweise:

1) Wir müssen lernen zwischen theologischen Grundfragen und kulturellen Randfragen zu unterscheiden.

Es ist schon einige Jahre her. In der Weihnachtszeit stand ich mit einem Mitglied einer Gemeinschaft im Nord-Schwarzwald vor dem Versammlungsraum. Vom Vorplatz aus konnte man in der Nachbarschaft ein Hotel sehen, in dem eine Ausstellung von Weihnachtskrippen untergebracht war. Im Gespräch zeigte dieser Bruder in Richtung des Hotels und sagte zu mir (sinngemäß): „Dort gehen wir natürlich nicht hin. Was dort geschieht, ist Götzendienst.“ Ich konnte mir in dieser Situation nicht verkneifen zu sagen: „Meinen Sie denn nicht, dass die Weihnachtskrippen, die dort ausgestellt sind, mehr mit der Weihnachtsgeschichte zu tun haben, als der Weihnachtsbaum, den Sie und ich zuhause im Wohnzimmer stehen haben?“ Das ist wohl gemerkt keine Kritik am Weihnachtsbaum. Der gehört auch in unsrer Familie fest zur Weihnachtstradition. Es ist nur der Versuch, den Blick zu öffnen für den kulturellen Aspekt der Tradition, in der wir stehen. Jemand, der mit einer Figur von Maria Heiligenverehrung oder gar Götzendienst verbindet, wird es lernen müssen, dass es andere Christus-gläubige Menschen gibt, die mit dieser Figur etwas ganz anderes verbinden, und für die das Aufstellen einer Weihnachtskrippe eine christozentrische Bedeutung haben kann. Der subjektive Charakter der Zuordnung von Zeichen und Bedeutung muss auch hier wahrgenommen werden. Was vordergründig als eindeutige theologische Frage erscheint, kann sich bei genauerem Hinsehen als rein kulturelle Frage entpuppen. Das ist übrigens für viele russlanddeutsche Chris-

ten ein Problem. Sie sehen, dass ihre Kinder im Blick auf Kleidung und Musikstil einen anderen, ihnen fremden Weg gehen und befürchten, ihre Kinder würden damit vom Glauben abfallen. Tatsächlich sind diese jungen Menschen zunächst einmal nur auf der Suche nach einem neuen Lebensstil ("Kultur"), der ihnen erlaubt, zu ihrer Umgebung einen bedeutungsvollen Kontakt aufzubauen. Das ist noch keine Abwendung vom überlieferten Glauben. Wenn allerdings der christliche Glaube mit der kulturellen Tradition der Eltern so verknüpft wird, dass er sich nicht anders leben lässt als eben in dieser überlieferten Form, dann führt eine Ablehnung der Kultur der Eltern auch zur Ablehnung des Glaubens der Eltern. Es ist uns schwer zu erkennen, dass das Bemühen, die Kinder an die Tradition der Eltern zu binden — in der Absicht, ihren Glauben zu erhalten — geradezu zwangsläufig dazu führen muss, dass Kinder mit der Kultur der Eltern auch den Glauben der Eltern ablehnen werden.

Hier würde eine Unterscheidung zwischen theologischen und kulturellen Aspekten den Eltern helfen, ihre Kinder im Prozess des Kulturwandels zu verstehen und zu begleiten, und kulturelle Konflikte nicht als theologische Konflikte zu überhöhen. Vorgemacht haben uns diese Unterscheidung zwischen theologischer Grundfrage und kultureller Randfrage übrigens die Apostel in Jerusalem auf dem Konzil in Apg 15. Nachdem die theologische Grundfrage nach der Bedeutung des Gesetzes im Blick auf die Erlangung des Heils (in der Heidenmission) geklärt war, konnte Jakobus ganz ungeniert einige Hinweise verordnen, die das kulturelle Zusammenleben von Judenchristen und Heidenchristen ordnen sowie ihr jeweiliges missionarisches Zeugnis in ihrer Umgebung fördern sollten.

2) Wir sollten uns unserer eigenen Tradition bewusst werden, uns darüber freuen, ihre Stärken wahrnehmen, und auch ihre Schwächen nicht übersehen.

3) Wir müssen uns daran erinnern, dass wir als Kirche Jesu Christi *ecclesia viatorum* sind, Kirche, die unterwegs ist. Damit korrespondiert ein dynamisches Verständnis von Kirche als hermeneutischer Weggemeinschaft.

Wir können der geschichtlich-kulturellen Bedingtheit unseres Erkennens stärker Rechnung tragen, indem wir statt eines statischen Paradigmas ("ich definiere meinen Standpunkt") einem dynamischen Paradigma Raum geben. Wir sind als eine Gemeinschaft unterwegs hin zu einem Ziel. Dieses Bild gibt Raum für die Reflexion der eigenen theologischen Tradition (wo kommen wir und andere her?); es gibt Raum für die Reflexion des eigenen derzeitigen Standorts (was ist unser Bekenntnis?); und es gibt Raum, das zukünftige Ziel der Reise in den Blick zu nehmen (wohin sind wir unterwegs?). Ein solcher dynamischer Ansatz wird die Unterschiede zwischen verschiedenen kirchlichen und theologischen Traditionen nicht ausblenden. Aber er kann dazu beitragen, die Unterschiede aus der Geschichte heraus sachgemäßer zu bewerten, und die Gemeinsamkeiten vom eschatologischen Ziel her klarer in den Blick zu nehmen.

In diesem Zusammenhang sollten wir auch die verschiedenen Kirchen, die mit der wachsenden Zahl von Asylbewerbern zu uns nach Europa kommen, wahrnehmen und aufnehmen bei uns. Wie wäre es bspw. mit einer Partnerschaft zwischen unserer lokalen Gemeinde und einer Asylantengemeinde? Auf welche Weise könnten wir eine solche Gemeinde unterstützen, Partnerschaft auf Augenhöhe pflegen, und nicht zuletzt von ihr lernen für unsere Mission und unser Gemeindeleben und so gemeinsam unterwegs sein hinein in unsere gesellschaftlichen und missionarischen Herausforderungen?

4) Es wird mit verschiedenen Gruppen von Christen unterschiedlich stark ausgeprägte geistlich-theologische Übereinstimmung geben.

Wir müssen im Einzelfall ausloten, wie tragfähig die jeweilige Übereinstimmung ist. Gemeinsame Projekte oder Aktionen müssen der Tragfähigkeit der jeweiligen theologischen Übereinstimmung angepasst sein.

5) Jede echte Begegnung mit Menschen aus einer anderen geistlichen Tradition oder einer anderen Kultur wird dazu führen, dass auch unsere eigene Tradition verändert und bereichert wird.

Dieser Aspekt wird bei gemeindlichen Evangelisationsveranstaltungen oft übersehen. Allzuoft gehen wir von dem einfachen Modell aus: Wir laden Menschen ein, zu uns zu kommen; sie kommen

zum Glauben; sie kommen zur Gemeinschaft; sie werden so wie wir. Das Bild aus Eph 2 von den Fremden, die Familienmitglieder am Tisch Gottes werden, erinnert uns daran: Die ehemals Fremden, die jetzt mit uns am Tisch sitzen, bringen auch – ebenso wie wir – ihre eigene Kultur und Denkweise, ihre Verhaltensweisen und Musik, ihre Überzeugungen und Vorlieben mit. Jede Form von Evangelisation fordert von uns eine innere Bereitschaft, uns selber zu verändern; aus einem homogenen Klub von Gleichgesinnten allmählich und immer stärker ein Abbild, ein Vorgeschnack der neuen Menschheit zu werden, die in Gottes neuer Welt endgültig Gestalt gewinnen wird. Auch das ist Teil des eschatologischen Unterwegsseins der Gemeinde.

Das Bild vom "Mauerfall", von dem Paulus in Eph 2,14 spricht, ermutigt uns, im Fremden keine Bedrohung zu sehen, sondern einen potenziellen Hausgenossen Gottes und Vertrauten zu entdecken, der mit seiner kulturellen Prägung auch unsere Gemeinschaft bereichern kann. Eine solche Perspektive ist heute in Europa nötiger denn je.



*Prof. Dr. Jürgen Schuster,
Professor für Interkulturelle
Theologie am IHL Bad
Liebenzell*

ANMERKUNGEN:

¹ Vortrag im Rahmen der Koinonia Tagung 2015. Der Vortragsstil wurde beibehalten.

² Hiebert, Paul G.: *Anthropological insights for missionaries*, Grand Rapids, Mich. 1985, 30.

³ Robbins, Richard H.: *Cultural Anthropology. A Problem-Based Approach*, Belmont, CA, 2005.

⁴ Lesslie Newbigin, zitiert in Faix, Tobias und Thomas Weißborn (Hg.): *Zeitgeist. Kultur und Evangelium in der Postmoderne*, Marburg 2007, 6.

⁵ Hunsberger, George R.: *Bearing the witness of the Spirit*, Lesslie Newbigin's theology of cultural plurality, Grand Rapids 1998, 235.

⁶ Vgl. dazu auch: Schuster, Jürgen: "The 'Eschatology Office' Reopened". Anmerkungen zur Bedeutung der Eschatologie für die Missionstheologie heute, in: *Theologische Beiträge* 43/1 (2012), 21-33.

⁷ Taber, Charles R.: *The gospel as authentic meta-narrative*, in: Thomas F. Foust u.a. (Hg.): *A scandalous prophet. The way of mission after Newbigin*, Grand Rapids 2002, 182-194; Zitat S.189.

⁸ Newbigin, Lesslie: *The finality of Christ*, London/Richmond 1969, 48f.

⁹ Hempelmann, Heinzpeter: "Wir haben den Horizont weggewischt". Die Herausforderung: Postmoderner Wahrheitsverlust und christliches Wahrheitszeugnis, Wuppertal 2006, 254.

GEMEINDE ZWISCHEN GEMEINHEIT UND GEMEINSCHAFT

Jos Tromp

Als eine Gemeinde eines Tages renovieren wollte, wurde der Gemeindegeldkassierer gebeten einen Kostenvoranschlag einzuholen. Was tut ein Gemeindegeldkassierer womöglich, wenn er einer solchen Renovierung negativ gegenüber steht? Er holt sich z.B. von den teuersten Firmen Kostenvoranschläge ein. Ein einfaches Beispiel wie subtil manipuliert werden kann.

Wo sich Menschen näher kommen, gibt es Manipulation und Verletzungen. Das Leiden ist manchmal groß. Manchmal wundert man sich, dass in unseren Gemeinden überhaupt noch gelacht und gelobt wird. Vor Jahren sagte mal ein frommer Christ: „Für das Lachen muss ich in meiner Gemeinde in den Keller gehen.“ Im Prinzip brauchen wir uns gar nicht zu wundern. Wir fordern mehr Transparenz, ertragen aber kaum Kritik. Wir wünschen uns eine multikulturelle Gemeinde, doch wir akzeptieren kaum andere Denk- und Verhaltensweisen. Wir fordern emotionale Kompetenz, doch übersehen, dass uns die sachliche Gründlichkeit abhandengekommen ist und dass unsere persönliche Befindlichkeit oft zuerst ein geistliches Problem ist.

Auf einer Konferenz¹ wurde mal eine wünschenswerte Perspektive für Christliche Gemeinden aufgezeichnet. *„Wer im Kampf gegen die Sünde dutzende Niederlagen erlebt hat, kann nicht immer glauben, dass Gott ihn mit Gnade und Barmherzigkeit krönt. Viele Menschen lernen von den Gemeindegliedern aber genau das. Gemeindeglieder nehmen fröhlich zur Kenntnis, dass jeder von ihnen auf seine Weise arm ist und nur beschränkte Möglichkeiten hat. Seit sie miteinander die Bereitschaft entwickelt haben, diese Armut zu teilen und ihre beschränkten Möglichkeiten einzubringen, ist ihnen das Glück ins Gesicht geschrieben. Ihre persönliche Ohnmacht ist heute Teil ihrer persönlichen Vollmacht. Manchmal sind einige von ihnen naiv, manchmal eigensinnig, zuweilen sogar falsch gewickelt und*

tun deshalb das Gegenteil von dem was gut ist. Das schockt den anderen nicht und ist ihnen auch kein Gerede wert. Sie gehen ohne Umschweife auf einander zu, sprechen die Dinge an, sorgen für Gnade und gehen eine oder auch zwei Meilen gemeinsam auf dem Weg der Veränderung.

Diese Vision ist die Erfüllung unserer Sehnsucht. Wir sehnen uns nach Bedeutung, Zugehörigkeit und Heimat, danach, dass Menschen heil werden, nach Vollmacht, Annahme und Vertrauen, nach Freiheit, Versöhnung und Trost. Danach sehnt sich die ganze Welt“.

Ein schöner Traum, wer wünscht sich das nicht?

Da fragt man sich: Wieviel Zeit braucht es, bis man als Gemeinde soweit ist? 2, 3 oder 5 Jahre?

Ein Vergleich:

Stell Dir vor, du baust gerade dein Haus und ein Besucher schüttelt seinen Kopf über die unfertige Baustelle. Wir würden uns über seine Kurzsichtigkeit doch wundern. „Warte doch mal ab, der Tag kommt, an dem das Haus fertig sein wird. Schau Dir doch die Pläne mal an!“.

Bei dieser Thematik wichtig: Gottes neuer Bau ist noch im Entstehen. Gegenwärtige Unvollkommenheiten, Probleme beim Bau sind normal. Dieses Bauwerk besteht nicht aus Materie, sondern aus uns Menschen. Weil die Gemeinde sich aus solchen Leuten (wie wir) zusammensetzt, sollten wir mit Rückschlägen und Enttäuschungen rechnen. Wir werden öfter mal aufgefordert sein, eine zweite Meile mitzugehen.

Der Puritaner Richard Baxter bezeichnete die Kirche auf dieser Erde als ein regelrechtes Krankenhaus. Das Krankenhaus sucht man auf, weil man behandlungsbedürftig ist. Es wäre blanker Unsinn, Krankenhäuser als sinnlos zu bezeichnen, weil viele ihrer Insassen krank sind.

Oftmals idealisieren wir die Urgemeinde. Doch die meisten neutestamentlichen Briefe sind geschrieben, weil auch schon die damaligen Gemeinden Korrektur brauchten.

Die Galater irrten sich in fundamentalen Lehrfragen.

Korinth hatte alle möglichen Probleme: Unmoral in den eigenen Reihen, Spaltung und die Leug-

nung der leiblichen Auferstehung.

Niemand von uns kann eben eine fertige perfekte Gemeinde erwarten. Eine andere Erwartung zu haben ist Illusion. Dann pfuschen wir dem Bauherrn in seine Arbeit.

Wir können uns jedoch gegenseitig ermutigen nicht primär die Programme, Projekte, Häuser zu lieben, sondern die Menschen. Gibt es Schöneres, als dass lebendige Bausteine in diesen Bau eingefügt werden.

Die Herausforderung für uns bei dieser Thematik: Gemeinde zwischen Gemeinheit und Gemeinschaft ...Gemeinde als eine ewige Baustelle zu bejahenbis an den Tag, an dem der Bauherr kommt und seine Gemeinde zu sich holt.

Deshalb: Sag zuallererst ein herzhaftes unbedingtes JA zu Deiner Gemeinde als ewige Baustelle!

Ich meine, es war Luther, der mal sagte: „Das Gesicht der Kirche ist das Gesicht des Sünders.“ Die Geschichte des Christentums ist einerseits eine erstaunliche Erfolgsgeschichte, wenn wir an die Verbreitung des Christentums denken. Andererseits ist es auch eine Geschichte der trennenden Auseinandersetzungen.

Die erste Gemeinde zu Zeiten der Apostel zerfaserte sich in zigtausend Konfessionen.

Schon die Beziehungen im ersten Jüngerkreis waren zwischen einem Levi, der mit den Römern kooperierte, und einem Simon, der aus der jüdischen Widerstandsbewegung kam (also politische Erzfeinde) herausfordernd. Es brauchte wohl tiefgehende Wachstumsprozesse in den Beziehungen.

Die Gemeinde in Korinth zerfiel in Cliquen, die sich an Personen festmachten (Christus, Paulus, Apollos).

Bei Gemeinheiten geht es um Schlechtigkeiten. Wer von uns kann sagen, dass er nie ein bisschen fies sei - und mit wie vielen „gemeinen“ Gedanken, Aussagen und Handlungen haben wir schon selber zur Schiefelage in mancher Situation beigetragen?

Wir schielen eifersüchtig auf die wachsende

Nachbargemeinde und fragen uns: „Warum haben wir nicht solches Gemeindegewachstum?“ Im Kollegengespräch korrigieren wir spontan die Besucherzahl um schlappe 50 Besucher nach oben. Dazu kommt noch: Gottes Wirken scheint so unlogisch. Eine in unseren Augen unglaublich langweilige Gemeinde wächst, während in einer benachbarten attraktiven Gemeinde die Mitgliederzahlen zurückgehen. Ein Missionar sagte mal: „Ist dir jemals aufgefallen, wie oft Gott die Falschen belohnt“.

Ein guter Freund der Gemeinheit ist die Lüge. Meistens wird gelogen, um sich Vorteile zu verschaffen und bei anderen besser dazustehen. Uli Eggers formuliert in seinem Buch: Warum Christen so leicht lügen: „Wir putzen alle an unseren Fassaden herum und verweisen unser Versagen ins schummrige Dunkel“.

Erfahrungsgemäß stehen meistens folgende vier unsichtbare Mauern echter Gemeinschaft im Wege und tragen zu Gemeinheiten bei:

(1) Streben nach Unabhängigkeit

Wir genießen die Vorzüge einer angenehmen Gemeinschaft, aber wir legen uns selber nicht fest. Wir erwarten zuerst vor allem etwas von den anderen. Immer wieder sind wir entsprechend schnell enttäuscht und ziehen uns zurück.

Wir reden freundlich und sparen bestimmte Bereiche sorgsam aus. Wie kann ich dem anderen auch zu nahe treten, wenn ich selbst nicht auf kritische Stellen angesprochen werden möchte?

(2) Angst vor Ablehnung

Die Furcht, nicht angenommen zu sein, macht uns misstrauisch. Diese Angst führt unweigerlich zu neuen Missverständnissen und Enttäuschungen.

Schlechte Erfahrungen mit Vertrauenspersonen bremsen uns um erneut Beziehungen aufzubauen. Wir fürchten neue Enttäuschungen.

(3) Mangel an Vergebung

Alte unaufgearbeitete Konflikte bewirken oft Befangenheiten oder die Neigung sich gegenseitig aus dem Weg zu gehen.

Vielleicht hat eine Beziehung durch Neid oder „kleine Machtkämpfe“ in der Vergangenheit gelitten und es bleibt eine wortlose spürbare Spannung zurück.

(4) Leben hinter Masken

An Masken können wir uns gewöhnen. Früher oder später sind wir selbst von der Rolle überzeugt, in die wir uns eingespielt haben.

Masken bieten immer einen gewissen Schutz davor, wirklich erkannt zu werden. Aber weil wir ständig versuchen unser Fehlverhalten zu verdrängen, engen sie uns auf Dauer ein (Psalm 32,8).

Die scheinfromme Fassade hindert Christen und Nichtchristen zugleich: die einen lernen Gottes Wesen nicht kennen, die anderen finden erst gar nicht in die Gemeinde hinein. Der wohlhabende Fassadenchrist schafft es nicht andere Sünder zu lieben, denn er schafft es ja noch nicht einmal die Sünde im eigenen Leben zu sehen.

In dem Buch „Warum ich nicht mehr glaube“ führt Tobias Faix u.a. folgende Gründe auf: Schlechte Erfahrungen mit der Gemeinde; kritisiert werden; Korruption; Machtmissbrauch; finanzieller Betrug; Mobbing; Macht- und Geldgier; Kontrollzwang der jeweiligen Amtsträger. Wieder andere fühlen sich von Floskeln und Standardantworten provoziert.

Als einer der wichtigsten Beweggründe gilt das Bestreben, die Macht zu erhalten. Dabei ist Macht an sich nicht negativ. Die Macht ist aus sich heraus weder gut noch böse, sondern empfängt ihren Sinn erst aus der Entscheidung dessen, der sie gebraucht (Kessler). Manchmal wird Macht im Namen Gottes fehlgeleitet, um auf andere Menschen Druck auszuüben. Dabei ist es wichtig, zu differenzieren zwischen dominanten oder mächtsüchtigen Menschen.²

Ein dominanter Leiter	Ein Machtmensch
...weiß, was er will. Er will das Ziel erreichen und ist bereit sein Ziel zu verändern, wenn es ihm auf der Sachebene einleuchtet.	...will die Macht. Er tut alles, um sein Ziel zu erreichen.
...wird gute Argumente würdigen und beachten.	...übernimmt gute Argumente nicht, wenn sie seine Macht gefährden.
...will, dass es weitergeht.	...akzeptiert Stillstand, wenn er nur Macht hat.
...ist in der Lage, Macht abzugeben und Mitarbeiter zu fördern.	...wird alles tun, um seine Macht zu behalten. Mitarbeiter dürfen nicht erwachsen werden. Eine überdurchschnittliche Mitarbeiterfluktuation ist zu beobachten.
...akzeptiert seine Kompetenzgrenzen	...hält an seiner Macht fest, auch wenn offensichtlich ist, dass er die Kompetenz nicht hat. Er kaschiert seine Kompetenzmängel.

- Drei mögliche Ursachen, Machtmensch zu sein:
- Frühkindliche Ohnmacht kann zu dem Rückschluss führen: das darf nie wieder passieren. Die Person versucht in späteren Lebensphasen dieses Recht einzufordern.
 - Vorbildfunktion der Erzieher oder Miterzieher. Durch Beobachten und Interpretieren kommt jemand zu dem Schluss, dass nur der gut leben kann, der Macht hat.
 - Frühkindlich erlebte Macht. Ein Kind erlebt Macht, weil es ohnmächtige Erzieher hat, z.B. durch Verwöhnung. Wer keine Grenzen kennt, kennt nur im Recht sein und Macht haben.

Fehlgeleitete Macht verletzt. Verletzte Menschen verletzen andere.

Wenn die Gemeinde Menschen mit Machtbe-

gehren eine Bühne ermöglicht, wird es oft gleichgestellt mit einer geistlichen Berechtigung. Es braucht m.E. deshalb ein Gemeindeglima, das das Hinterfragen von Entscheidungen und Kritisieren von Leitungspersonen ermöglicht. Weil – so fehlbar wir Menschen sind, so fehlbar ist manchmal auch unsere Theologie.

Als Leiter brauchen wir eine dreifache Überzeugung³

(1) Für Gottes Berufung

Gott steht hinter uns und stattet uns mit der erforderlichen Weisheit und Autorität und den nötigen Möglichkeiten aus. (Philipper 4, 13)

(2) Für das gegebene Ziel

Wir müssen beseelt davon sein, dieses Ziel einer solchen befreienden Gemeinschaft zu erreichen. Dazu muss unser Denken und unsere Absichten von Gottes Wort geprägt sein.

(3) Für die anvertrauten Menschen

Mit welchen Augen sehen wir als Leiter die uns anvertrauten Menschen innerhalb und außerhalb der Gemeinde?

Wo kommen die Menschen hin, wenn sie uns zum Beispiel nehmen (1Kor 4, 16)?

Echtheit ist ein seltenes Gut und darum kostbar. Denn Menschen sind fromme Theorien leid. Sie sind dagegen offen für echte Lebensansätze.

Weitere Entwicklungsansätze zu einer befreienden und gegenseitig befördernden Gemeinschaft

A. Wir schauen der Wahrheit ins Auge

Weshalb weiche ich bestimmten Menschen in der Gemeinde aus oder versuche sie zu beherrschen? Die Antwort ist manchmal sehr ernüchternd.

Keiner von uns verkündigt einfach reines Evangelium. Das, was er weitergibt, hat immer auch mit seiner Persönlichkeit und Biografie zu tun. Ich kann nur empfehlen, auch hier zu eigenen erkannten Schwächen zu stehen und nicht versuchen sie zu verbergen.

„Wer bist du, wenn keiner dich sieht “ fragte Bill

Hybels mal. Die richtige Antwort wäre: Genau derselbe, wie wenn ich unter Beobachtung stehe!

Der Autor Peter Scazzero⁴ beschreibt die verbreiteten Symptome eines emotional stecken gebliebenen Glaubens und zeigt Schritte zu persönlicher Reifung.

Die grossen Versuchungen des falschen Ichs: (Vergl. Lk 4,13)

- **Versuchung Nr.1: Ich bin, was ich tue (Leistung).**
- **Versuchung Nr.2: Ich bin, was ich habe (Besitz).**
- **Versuchung Nr.3: Ich bin, was andere von mir denken (Beliebtheit)**

Die 10 häufigsten Symptome einer emotional ungesunden Spiritualität (Scazzero, Glaubensriesen S. 25ff)

1. Gott benutzen, um vor Gott zu fliehen
2. Gefühle wie Wut, Traurigkeit und Angst ignorieren
3. Den falschen Dingen absterben
4. Die Auswirkungen der Vergangenheit auf das Heute leugnen
5. Das Leben in „säkulare“ und „heilige“ Bereiche aufteilen
6. Etwas für Gott tun, statt mit ihm zu leben
7. Konflikte geistlich übertünchen
8. Gebrochenheit, Schwachheit und Versagen werden bedeckt
9. Ohne Grenzen arbeiten und leben
10. Über die geistliche Entwicklung anderer urteilen

Scazzero beschreibt, wie jeder in seiner Entwicklung auf eine Mauer, meist in Form einer Krise, stößt. Oft führen mehrere Auslöser zu dieser Mauer. Die Meisterung dieser Mauer führt meistens zu der Reise nach innen, indem wir über tiefe Prägungen und Überzeugungen in unserem Leben nachdenken und daran arbeiten. Anschließend werden wir dann wieder nach außen wirken, aber aus einer anderen Herzenshaltung.

B. Wir nennen Sünde beim Namen

Um Missstände aufzudecken, muss Sünde in der Gemeinde beim Namen genannt werden. So erfassen wir wieder neu was Gottes Gnade bedeutet.

C. Wir verhindern Machtmissbrauch

Mit der Bibel in der Hand tendiert man manchmal dazu, die eigene Haltung unangreifbar zu machen. Dagegen hilft nur das gemeinsame Lesen und Auslegen der Bibel, ohne dass einer das Auslegungsmonopol bekommt. Die Gemeinde ist gemeinsam auf dem Weg, biblische Erkenntnisse in das Leben umzusetzen.

Vorsicht ist gefragt, wenn Verantwortliche grundsätzlich immer das Verhalten oder die Sichtweisen ihre Gemeindeglieder prüfen. Wer kontrolliert, der hat Macht.

D. Wir lehren vermehrt in Gemeinden, wie Kommunikation funktioniert

So ist es wichtig zu vermitteln, wie jeder von uns aufgrund seiner Wahrnehmungen und Erfahrungen seine eigene Wirklichkeit konstruiert und entsprechend handelt und kommuniziert. Die Bibel warnt vor dem Konstruieren der eigenen Wirklichkeiten (Lk 6,37f). Hier gilt es die eigene Reflexionsfähigkeit zu entwickeln, u.a. durch Feedback die eigene Konstruktionen zu durchschauen lernen.

E. Wir beachten unsere Vielfalt (Röm 15,7)

Wo immer Menschen intensiver zusammen sind, braucht es Abmachungen. Reden Sie offen über Abmachungen! Trösten Sie sich nicht damit: wir haben ja die Bibel. Wir müssen wissen, wie wir miteinander umgehen sollen. Am besten werden einige Regeln in einer Vereinbarung festgehalten. Diese sollte regelmäßig auf ihre Anwendung hin überprüft werden.

F. Wir schaffen offene Begegnungsformen⁵

Vor allem die heranwachsende Generation hat manchmal Schwierigkeiten mit dem Glauben und der Gemeinde. Hilfreich könnten offene Räume und Formen der Begegnung sein, in denen Menschen zuhören und offen über das

Erlebte reden können, ohne sofort geistlich bewertet zu werden.

Bei allem gilt: Entscheidend ist nicht, dass wir reif sind, sondern dass wir reifen. Die Verantwortung liegt bei uns. Ein reifer Mensch ist unvollkommen - und lebt doch vollkommen aus der Gnade.



*Jos Tromp,
Gemeindeberater im
Chrischona-Gemein-
schaftswerk*

ANMERKUNGEN:

¹ Eröffnungsplenum SSK 2013 René Winkler/Jos Tromp

² Buch die Machtfalle-Kessler S. 32-33

³ Konzept Leiten im Team: Gerd Quadflieg/Jos Tromp

⁴ Peter Scazzerro: Buch Glaubensriesen-Seelenzwerge

⁵ Bezug Buch Warum Christen nicht mehr glauben

BUCHREZENSION

Magdalena Paulus – Das Erbe der 68er – Mein langer Weg zur Freiheit

308 Seiten, gebunden, 18,95 EUR

SCM Hänssler-Verlag, 1. Auflage 2015

Ein Buch mit rotem Einband. Mit demonstrierenden, stilistisch gezeichneten Menschen. Mit einer Fahne aus der Arbeiterbewegung. Dazu die den meisten bekannte Zahl „68“. So begegnete mir das Buch im Prospekt. Alleine der Name der Schriftstellerin „Paulus“ macht ja kein christliches Buch. Doch warum hat der SCM Hänssler-Verlag ein solches Buch im Programm? Ich bekam Interesse.

Das Buch ist in elf ganz verschiedene Kapitelbereiche mit weiteren Untertiteln gegliedert. Es liest sich sehr gut, ich habe mir viele Stellen angestrichen, weil sie wichtig und zu bedenken sind.

Es wird mit der 68er Bewegung und ihren Idealen begonnen. Gut aufgezeigt sind deren ursächlich gedachten Einflüsse bis ins jetzige Zeitalter hinein. Danach wird dem Leser deutlich die Entwicklung aus der Aufklärungszeit dargelegt, wo jeder erkennen kann, was sich von damals an in unserer Gesellschaft grundsätzlich verändert hat. Dazu lesen wir je ein Kapitel über die Rolle der Frau, Europa ohne Gott, der Supermarkt der Religionen, sowie Toleranz oder Gleichgültigkeit. Allein in diesen Abschnitten wird viel Hintergrundwissen übermittelt, warum der Mensch eben heute anders ist als früher. Warum alles so austauschbar ist, Grundlagen aufgeweicht werden usf.

Die Ringparabel von Lessing wird allgemein als der Schlüsseltext zur Toleranzidee angesehen. Magdalena Paulus beschreibt aber klar die Irrtümer dieser Parabel. Auf Seite 139 wird hinterfragt, ob demnach wirklich alle Religionen dasselbe wollen, nämlich Nächstenliebe. Einer der Söhne hat den echten Ring, gegenüber der Duplikate der anderen. Also ist ein Original da.

Unter der Überschrift „Das Christentum ist keine Morallehre“ steht: (Zitat S. 140) „Beim Christentum

geht es um Erlösung. So anstößig es klingen mag: Nächstenliebe ist nicht die zentrale Lehre des Christentums. Das Christentum ist keine Morallehre und Jesus kein Morallehrer... Jesus Christus kam, um den Menschen zu erlösen und von Grund auf zu erneuern, nicht um einen moralischen Appell an ihn zu richten. Erlösung ist in erster Linie eine Tat Gottes... und nicht das Handeln der Menschen, etwa durch Nächstenliebe.“

Nach dieser Klarstellung werden in neuen Kapiteln verschiedene Bereiche formuliert, in denen es um Glücksuche und dem Stress darum geht, oder wie man meint die Freiheit im grenzenlosen „Ich“ zu finden. Wo ist mein Platz? Die Identitätsfrage ist gestellt.

Auf dem Höhepunkt der Finanzkrise 2009 vertritt Referent Jim Wallis in Davos die Auffassung: Die Krise ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine geistliche: wir haben die Werte verloren. Schon früher kritisierte Mahatma Gandhi: Politik ohne Prinzipien, Wohlstand ohne Arbeit, Handel ohne Moral, Vergnügungen ohne Gewissen, Erziehung ohne Charakter, Wissenschaft ohne Menschenbild, Gottesdienst ohne Opfer. (Zitat S. 210) Der Mensch wird missbraucht.

In den letzten drei Kapiteln wird Kirche und ihre Entwicklung in den Blick genommen. Ich finde, es ist ein leuchtender Spiegel, in den wir Christen schauen. Es sind eine Reihe von Schatten und natürlich im Nachhinein auch Fehler erkennbar. Daraus ist zu lernen.

Abschließend finden die Leser eine tolle Auslegung des Gleichnisses von den verlorenen Söhnen (Lk 15) in unseren heutigen Kontext hinein. So breit aufgestellt in den Sichtweisen habe ich es noch nicht gelesen. Schon alleine deswegen ist das Buch zu empfehlen. Das macht neugierig. Magdalena Paulus, Jahrgang 1953, aufgewachsen innerhalb der 68er Bewegung in Köln, studierte Jura, arbeitete als Rechtsanwältin und freie Journalistin. Sie ist verheiratet und lebt in Vorarlberg in Österreich und arbeitet ehrenamtlich im Vorstand der „Akademie für christliche Führungskräfte“.

Jürgen Bartschies

AUS DER GESCHÄFTSSTELLE

Liebe Schwestern und Brüder,
ich grüße euch mit einem Zitat von Martin Buber: „Alles Wesentliche im Leben ist Begegnung“. In seiner Schrift „Ich und Du“ von 1923 beschreibt Buber den Begriff des Dialoges. Er führt aus, dass der Mensch erst durch Dialog und Begegnung wirklich Mensch wird. Diese Begegnung ereignet sich zunächst zwischen Mensch und Mensch und gipfelt in der Begegnung mit Gott. Neben der Beziehung zwischen Personen (Ich und Du; Ich und Gott) spricht Buber auch von einer „Ich und Es“-Relation. Damit meint er die Erfahrung der Beziehung zur Welt der Gegenstände und Objekte. Ohne diese kann der Mensch ebenfalls nicht leben. Sie ist bei Buber aber nur ein sekundärer Aspekt des menschlichen Lebens. „Es“-Gegenstände bleiben im letzten Grunde fremd. Echte Begegnung ist nur mit einem Du möglich. Wenn Ich-Es-Beziehungen ein Leben beherrschen, fehlt das Du. Das wirkt sich aus. Mich bewegt, dass sich im Grunde mit diesem Gedanken die Problematik der Gottlosigkeit bis in unsere Zeit beschreiben lässt. Menschen, die in sich eine von Gott geschaffene Sehnsucht nach Beziehung haben, suchen oft Erfüllung in der dinglichen Welt (Geld, Materielles, Autos, Drogen etc.). Sie werden immer wieder enttäuscht, weil die Welt der Dinge die unendliche Sehnsucht nach Begegnung nicht stillen kann. Sie kann nur im Ich-Du und in der Begegnung mit Gott erfüllt werden. Die moderne Welt hat sich immer weiter dahingehend entwickelt, sich die Dinge der Welt verfügbar zu machen. Dies geschah leider auf Kosten von Beziehungen. Unsere moderne Welt hat erstaunliche Entwicklungen in der Welt der Dinge vollzogen, erlebt in gleicher Weise in Beziehungsfragen immer mehr Rückschläge. Wie gut, dass wir auch mit den Beiträgen in unserem Heft Beziehungsstärkung zu Gott fördern.



Johannes Ott
Geschäftsführer

Wir gratulieren (soweit uns bekannt):

Zur Silbernen Hochzeit

Am 07.06. Regina und Rolf Wittrin aus Döbeln
am 07.11. Werner und Ilse Schmidt aus Rostock

Zur Diamantenen Hochzeit

am 3.10. Fritz und Kriemhild Schroth aus Bischofsheim
am 30.10. Erwin und Hildegard May aus Meißenheim

Wir wünschen für den Festtag und den weiteren gemeinsamen Weg Gottes Segen und grüßen mit Psalm 84, 6: „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln!“

In den vergangenen Wochen wurden uns folgende Heimgänge bekannt:

Walter Beier aus Mülsen *22.05.1919 †14.08.2015
Martin Zimmermann aus Berlin *18.03.1957 †25.08.2015
Elli Arndt aus Berlin *24.02.1937 †05.10.2015
Alfred Gajan *22.04.1933 †10.11.15

Wir wünschen den Angehörigen Trost und Hoffnung mit dem Bibelwort aus Hebräer 13,8: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.“

TERMINE, DIE MAN SICH VORMERKEN SOLLTE:

KOINONIA – Das Hauptamtlichenforum

25.–28.04.2016 Sellin
24.–27.04.2017 Elbingerode
23.–26.04.2018 Selbitz

VORSTANDSWAHLEN

Im Jahr 2016 werden drei neue Vorstandsmitglieder gewählt.
Wir bitten unsere Mitglieder geeignete Vorschläge für Kandidaten bis
31. Dezember namentlich dem Vorstand zu nennen.
Vorschläge an Dietmar Kamlah: E-Mail kamlah@rgav.de, Tel. 071 50 / 20 92 72

HERZLICHE EINLADUNG ZUR KOINONIA 2016 IN SELLIN 25. – 28. APRIL 2016

Thema: „Profil der Hauptamtlichkeit im Wandel der Zeit“

Montag, 25.04.16

12.00 Uhr Mittagessen, anschl. Beiratssitzung
18.00 Uhr Abendessen
19.30 Uhr Special Guest

Dienstag, 26.04.16

7.45 Uhr Gebetszeit
8.15 Uhr Frühstück
9.30 Uhr Thema 1: N.N.
„Hauptamtlichkeit – ganz klar!? Ein Überblick über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im „Amts“-verständnis der Konfessionen“
12.00 Uhr Mittagessen
14.30 Uhr Kaffeetrinken
16.30 Uhr Thema 2: Dr. Wilfried Sturm
„Wie die neuen Gemeindekonzepte das Bild von „Hauptamtlichen“ verändern? – Stehen wir vor einem Paradigmenwechsel?“
18.00 Uhr Abendessen
19.30 Uhr Thema 3: Dr. Michael Diener
„Prediger oder Pastor, Gemeinschaftspfleger oder Gesellschaftstranformer? Wen brauchen und wen vertragen die Gnaudauer Gemeinschaften?“

Mittwoch, 27.04.16

7.45 Uhr Gebetszeit
8.15 Uhr Frühstück
9.30 Uhr Thema 4: Diskussion – N.N.
„Gemeinschaftspastor“ – eine notwendige Entwicklung oder eine tragische Falle?
12.00 Uhr Mittagessen
13.00 Uhr Ausflug
18.00 Uhr Abendessen
19.30 Uhr RGAV-Mitgliederversammlung

Donnerstag, 28.04.16

8.15 Uhr Frühstück
9.15 Uhr Thema 5: N.N.
„Katalysator statt Pastor – Inkarnatorische Gemeinden brauchen Alternativen zum pastoralen Versorger“
11.15 Uhr Abendmahlsfeier
12.30 Uhr Mittagessen

Stand: November 2015